

# Berliner Illustrierte Zeitung



Unser neuer Roman  
*Schwarzer  
"Jäger  
Johanna"*  
beginnt  
in diesem Heft

Fot. Eugen Robert-Ricker

Hollywood folgt dem Geschmackswandel der Welt:

Statt Vamp und Girl — die Frau mit Würde und Anmut als Filmideal

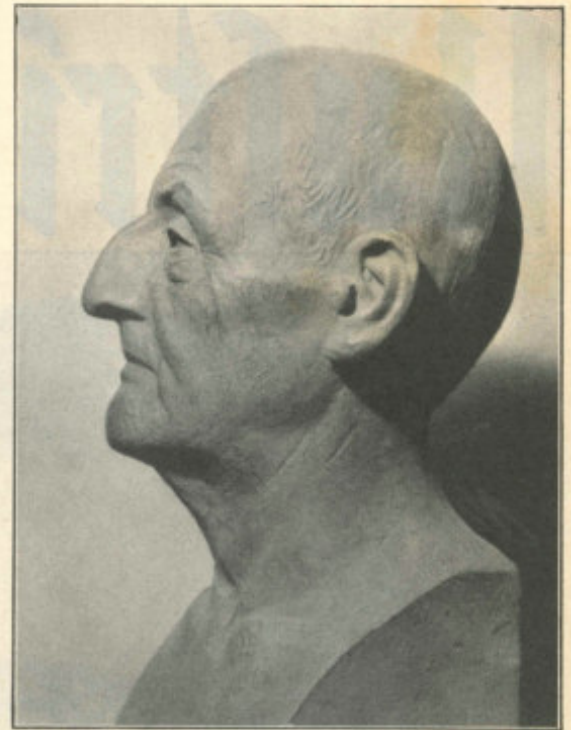
Die deutsche Filmschauspielerin Dorothea Wieck in ihrem Film  
„Wiegenlied“, der in Amerika mit großem Erfolg aufgeführt wurde.





Zur Ernennung der neuen Reichsminister:  
 Der Stabschef der SA Ernst Röhm, der zum Reichsminister ohne Geschäftsbereich ernannt wurde,  
 am Schreibtisch seines Dienstzimmers. Neben ihm sein persönlicher Adjutant Graf Spreti.

Fot Keystone



Anton-Bruckner-Büste in der Walhalla.

Bildnis des großen deutschen  
 Sompfonikers von Professor Adolf  
 Rothenburger, das demnächst in  
 der Ruhmeshalle der Walhalla  
 bei Regensburg aufgestellt wird.

Fot. Mittelstaedt



Der Stellvertreter des Führers in der Leitung  
 der NSDAP, Rudolf Heß, der zugleich mit  
 Stabschef Röhm als Minister ohne Geschäfts-  
 bereich in das Reichskabinett berufen wurde.

Fot. Atelier Conrad

### Partei und Staat werden eins

Der Stabschef der SA, Ernst Röhm, und der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, wurden zu Reichsministern ernannt. Damit dokumentiert der neue Staat mit besonderem Nachdruck, daß die große bündische Bewegung der SA und die NSDAP mit dem Staat verschmolzen werden sollen. Nachdem die politisch-gegnerischen Parteien der Auflösung verfallen sind, soll auch der Anschein vermieden werden, als ob SA und Partei noch „Staat im Staate“ seien oder werden könnten. Die Ernennung der beiden Führer zu Reichsministern unterstreicht eindeutig die Gleichsetzung des neuen Staates mit der nationalsozialistischen Volksbewegung.



Laßt sie nicht ohne Festfreude!  
 Gebt für das Weihnachtswerk der Winterhilfe!

Zeichnung: Krain





Das Expeditions- und das Heimatgesicht.  
Teilnehmer der Franz-Josephs-Land-Expedition, in der Mitte vorn der Berliner Forscher Dr. Joachim Scholz. Kurz vor der Heimkehr fielen die romantischen und wärmenden Bärte dem Rasierapparat zum Opfer.

# Heimkehr

aus der

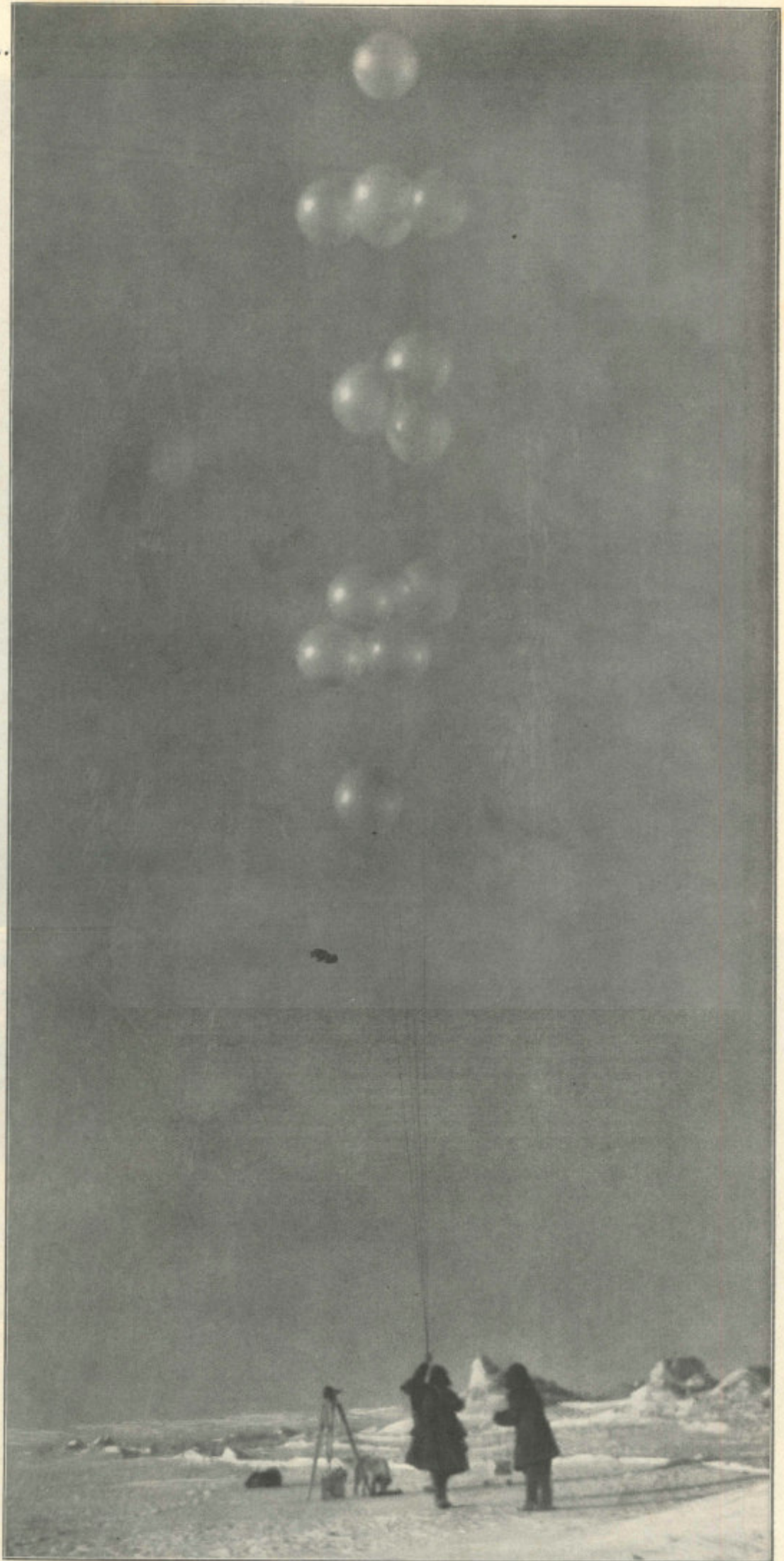
# Polar-Nacht

15 Monate  
in der Arktis

Ein Bildbericht von Dr. Joachim Scholz

Als Fockmann für Luftelektrizität hatte ich den Auftrag, mit Spezial-Apparaten, die die Rotgemeinschaft der deutschen Wissenschaft mir zur Verfügung stellte, die russische Polar-Expedition zu begleiten. Unsere Gesamtaufgabe war es, während des internationalen Polarjahres Messungen auf der Hooker-Insel der Franz-Josephs-Gruppe vorzunehmen. Die Messungen sollten dazu führen, einen Ueberblick über das atmosphärische Geschehen in der Arktis zu gewinnen.

Das Leben in der Arktis ist in keiner Weise von jener Monotonie, die viele von ihm erwarten. Ueberraschend schön ist der arktische Sommer, der freilich auf unserem Breitengrad nur anderthalb Monate dauerte. Eisberge schwimmen auf die Insel zu, überkanten sich, dröhnend lösen sich Eismassen von ihnen ab. Zugvögel erscheinen im milchig-weißen Himmel und nisten auf Felshängen. Vierundzwanzig Stunden währt der Tag. Aber nur allzu rasch verkürzt sich die Sonnenszeit und, von heftigen Herbststürmen eingeleitet, sinkt die Polarnacht herab, deren einziger Lichtspender der Mond ist. Vom 23. Oktober bis zum 22. Februar haben wir die Sonne nicht gesehen.



10 Grad vom Nordpol entfernt:  
Funktechnik im Dienste des Polarforschers: Ballons mit selbsttätigen Sendern steigen in die Stratosphäre.

In regelmäßigen Zeitabständen wurden kleine Kurzwellen-Sender an zusammengebundenen Ballons aufgelassen, die automatisch Temperatur, Feuchtigkeit und Druck der Luft feststellten und der Station übermittelten. Diese Untersuchungen gaben die Möglichkeit, genaue Einblicke in die Wetterklänge Europas zu gewinnen — die Arktis ist bestimmend für die Wetterbildung — und eine zuverlässige Wettervorhersage zu ermöglichen.



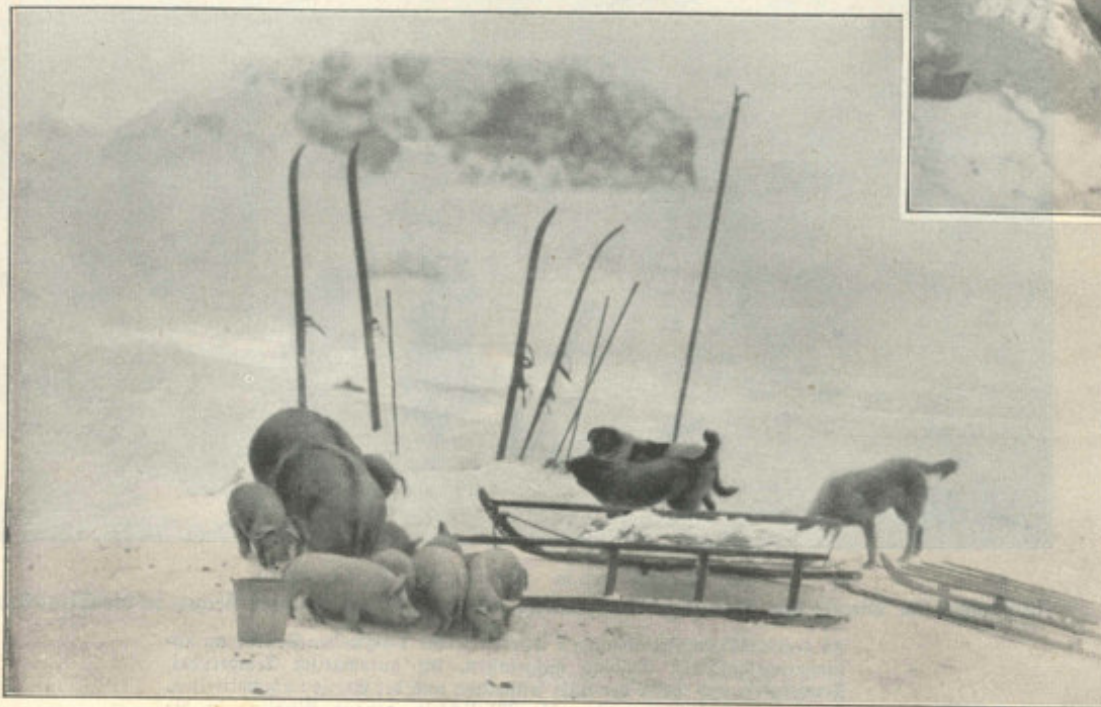


Forschererlebnis, das sich nie vergißt: Die Stimme der Mutter klingt aus Berlin.

Der deutsche Expeditionsteilnehmer Dr. Scholz erzählt: Ein halbes Jahr lang waren wir bereits von der Welt abgeschnitten, als eines Tages der Lautsprecher mitteilte, es würde eine Verbindung mit Berlin hergestellt werden. Und dann klang die Stimme meiner Mutter zu mir, der ich auf der nördlichsten Station der Welt im Blockhaus saß. Deutlich und klar tönte die vertraute Stimme. Ebenso hörten die Kameraden Worte ihrer Angehörigen aus der Heimat.



Das Blockhaus, in dem die Expedition fünfzehn Monate lebte.



Lebender Proviant.

Die Expedition hatte neun Kühe und elf Schweine mitgenommen, da Frischfleisch das sicherste Mittel gegen Storbut ist. Im Dezember erblickten elf Ferkel das Mondlicht der Polarnacht.

Der Arbeitstag eines Forschers in der Arktis hat etwa folgendes Gepräge: Um 7 Uhr aufstehen, was sehr rasch geschieht, da Schnürstiefel, Kragen und Schlips nicht existieren. Nach dem Kaffeetrinken geht es an die Arbeit, und die erste Frage ist: Sind die Apparate gebrauchsfähig? Nun folgen mehrere Stunden des Messens, das am Nachmittag fortgesetzt wird. Des öfteren haben uns Eisbären im wörtlichen Sinn „heimgesucht“. Zu allen Tageszeiten stellten sie sich ein, um unseren Proviant an Walrossfleisch zu plündern. Wir führten stets Gewehre bei uns. Im Sommer freilich waren die Bären nur neugierig und durch Lärm zu vertreiben. Im Winter, bei zugefrorenem Meer, trieb





Die Borratskammer wird mit Dynamit geöffnet.

Im Oktober brachte ein Fangschiff Walroßfleisch in das Lager. Schneestürme begruben sehr rasch den Proviant, der völlig vereiste. Als im Frühjahr der Vorrat angegriffen werden mußte, blieb nur das Mittel der Sprengung.

Aufnahmen: Dr. Scholz - Akademia



Hochsommer in der Arktis.

Im Sommer stieg die Temperatur bis auf 2 Grad Wärme und ermöglichte das Anlegen einer primitiven Wasserleitung. Schmelzwasser wurde in einer Stahlschiene, die durch Risten und Fässer gestützt war, von der Schmelzstelle bis zum Blochhaus geleitet.

sie der Hunger bis in unser Lager hinein. Sie wurden von unseren vollkommen furchtlosen Polarhunden gestellt und von uns durch Schüsse erlegt.

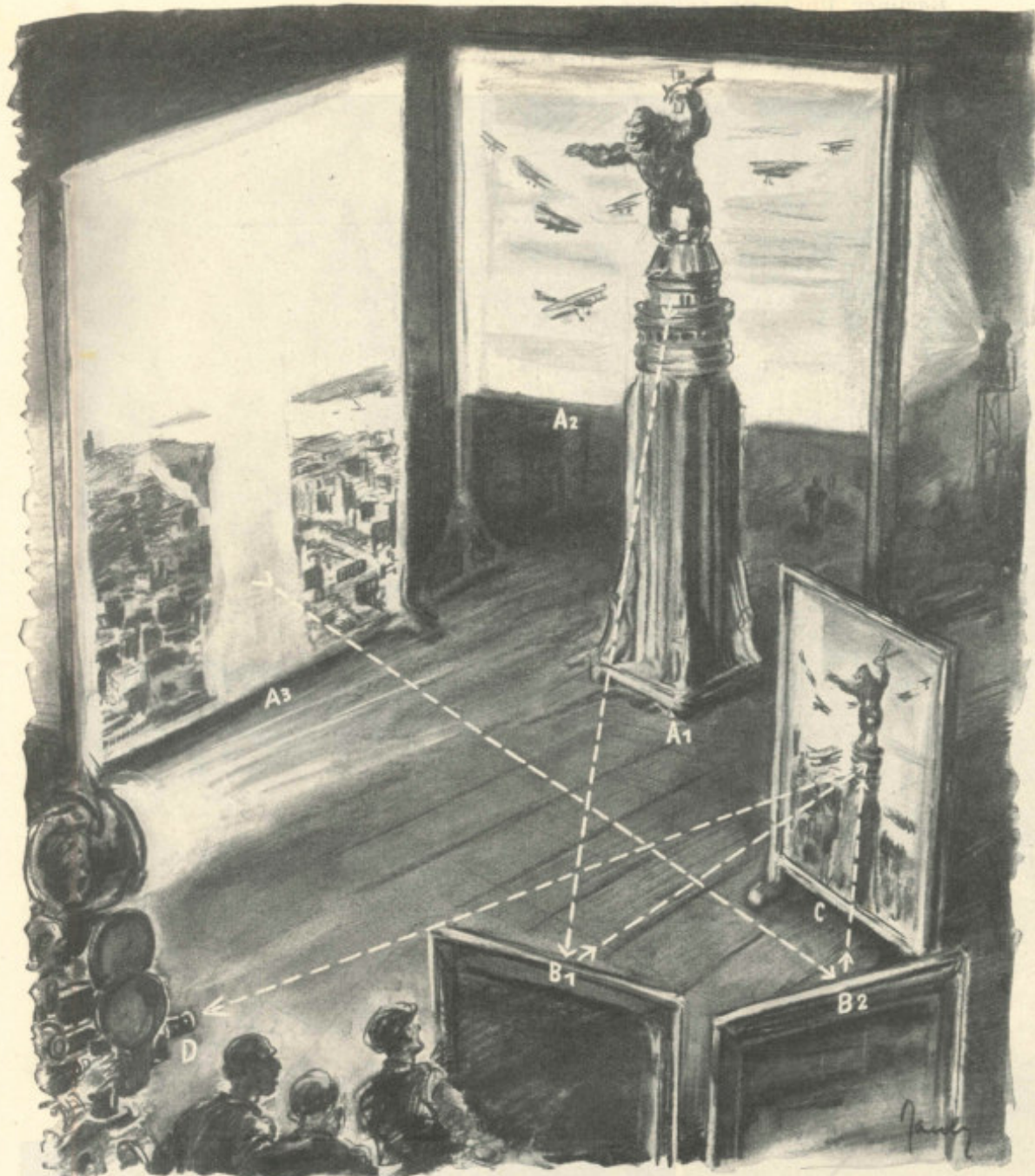
Das schönste Erlebnis in unserer Polarnacht bot eines Nachts der Lautsprecher. Jeder von uns hatte einen Angehörigen nennen dürfen, dessen Stimme er gern hören wolle. In einer einzigen Stunde vernahmen dann alle Expeditionsteilnehmer nacheinander die Stimmen der Frau, des Vaters oder der Mutter, des Bruders oder der Schwester. Wir waren dicht zusammengerückt in einem einzigen Raum, über uns Schneemassen und kalte Polarnacht. Und jeder empfand für sich und den anderen das Wunder, von den Stimmen der Heimat mitten in der Arktis erreicht zu sein.

Dr. Joachim Scholz



Der gute Freund und Helfer der Arktisforscher.  
Einer der vierzig Schlittenhuade der Expedition.





Die Zauberformel letzter Filmtechnik: Wie das Fabelwesen King Kong auf einem New-Yorker Wolkenkratzer Flugzeuge einfängt.

In dem geistig anspruchslosen, aber technisch großartigen amerikanischen Film „King Kong“, der ein Affenungeheuer von mehrfacher Menschengröße in eine moderne Weltstadt führt, verblüfft am meisten die auf dem unteren Bild gezeigte Szene: King Kong sitzt auf der Spitze des höchsten Wolkenkratzers und wird von einem Flugzeuggeschwader angegriffen. Wie diese Szene im Film-Atelier zustandekam, zeigt unsere Zeichnung. Die Filmaufnahme setzt sich aus drei Teilen zusammen: die Attrappe des King Kong A 1 wurde auf einem Gestell vor einer Filmaufnahme von Flugzeugen A 2 angebracht und von dem Spiegel B 1 aufgefangen. Als Stadthintergrund diente die Wolkenkratzer-Aufnahme A 3, in der der Umriß des Affen auf dem Turm ausgespart war und die von dem Spiegel B 2 aufgefangen wurde. Die Spiegelbilder von B 1 und B 2 vereinigten sich im Spiegel C zu der fertigen Szene, die nun von der Kamera D aufgenommen wurde. Zeichnungen von Jean Jacoby



King Kong auf dem Wolkenkratzer.  
Die Szene, deren Entstehung oben geschildert worden ist.



Der Affe auf dem Wolkenkratzer wird zum Leben erweckt.

In der Art des Trick-Filmes wird die Stellung der Figur immer wieder verändert. Im Ablauf der einzelnen Aufnahmen entsteht dann der Eindruck einer zusammenhängenden Bewegung.

## Wie der Riesenaffe King Kong Flugzeuge fängt...

Zauberkunststücke  
modernster Filmtechnik

Von

Paul Wegener

Der amerikanische Sensationsfilm „King Kong“ zeigt erneut die gewaltigen Möglichkeiten der Filmtechnik 1916 habe ich in einem Vortrag in der Singakademie filmische Zukunftsmöglichkeiten besprochen, die im Laufe der Jahre zu einem guten Teil verwirklicht worden sind. Ich sprach damals auch über künstlich gebaute Landschaften, die etwa im Sinne der Zauberwelt Böcklins Schauplätze heroischen Geschehens sein sollten. Nun hat man im „King Kong“ gerade in dieser Richtung Erstaunliches geleistet. Die Landschaften sind wirklich oft von grandioser Ueberwirklichkeit, und ein Bild, wie das Auftauchen der Seeschlange aus den dunstigen Wassern, hat die



King Kong ergreift ein Flugzeug.

Die Täuschung wird dadurch erzielt, daß die Aufnahme in dem Augenblick unterbrochen wird, in dem eines der gefilmten Flugzeuge hinter der Hand des Affen auftaucht. In der Aufnahme-Pause wird ihm ein kleines Modell in die Hand gedrückt.





### Die Sekunde vor der Entscheidung: Kopf an Kopf an Kopf.

Eine ungewöhnliche Aufnahme von einem Rennen in Melbourne (Australien): das Bild zeigt den Augenblick, in dem die drei führenden Pferde beim Beginn des Endspurts auf gleicher Höhe liegen. Gewonnen wurde das Rennen von dem Pferd im Hintergrund, zweiter wurde das mittlere Pferd und dritter Nr. 5 (vorn).

Fot. N. Y. T.

Stimmung einer phantastischen Umwelt. Wie schade, daß die Fabel selbst nur einen minderwertigen Anlaß für die erstaunliche Technik bietet. Man denke sich mit den Mitteln dieses großartigen Könnens wirklich große mythische Vorgänge dargestellt — welche ungeheure Wirkung wäre da zu erzielen. Motive aus Dantes Hölle, die Irrfahrten des Odysseus, der „rasende Roland“ würden optisch lebendig werden können. Aber auch

gerade unser deutscher Sagen- und Märchenschatz, an dem ich mich, ja schon in mehreren Filmen versucht habe, würde, unterstützt von Ton und Musik, außerordentliche Möglichkeiten bieten. Wie anders würde heute mein „Rübezahl“ aussehen, oder mein „Rattenfänger!“ Was erst ließe sich aus der Sage vom „wildem Jäger“ machen, wo das ganze Botansheer über sturmgepeitschte Wälder durch die Wolken rasen könnte! Gerade heute, da

man das alte deutsche Mythen- und Sagenut dem Volksempfinden wieder nahebringen will, stünde der Film vor gewaltigen Aufgaben. Ich bin überzeugt, daß wir in Deutschland Maler, Architekten, Operateure und Schauspieler von so hohem Rang haben, daß der Kunstkörper, der beim Film noch feiner und reicher sein muß als in irgendeiner anderen Kunstform, solchen Themen durchaus gewachsen wäre.



# Männer, die



**Camille Chautemps**

Radikalsozialist, seit 26 J. Ministerpräsident. Advokat, 48 Jahre alt. Vertrauensmann Herriots, dessen Innenminister er war und von dem er immer als Ministerpräsident eingesetzt wurde, wenn dieser sich einem Übergangskabinett fernhielt.



**Gaston Bergery**

Ehemaliger Führer der „Jungtürken“, der mit der Parteipolitik unzufriedenen Herriot-Leute. Der erste Parlamentarier, der den Irrsinn der Reparationspolitik bekämpfte.



**Léon Blum**

Führer der Sozialdemokraten, der mit 100 Sitzen zweitstärksten Partei. Der eigentliche sozialdemokratische, parlamentarische Machtpolitiker. Er lehnt ein „bürgerliches“ Budget stark ab.



**Pierre Cot**

Radikalsozialist. Frontsoldat, jüngster Minister. Enger Freund Daladiers. Seit drei Kabinetten Luftfahrtminister, verstaatlichte den Flugverkehr.

## Die französische Kammer

hat bei 612 Abgeordneten 18 Parteigruppen, von denen nur die Radikalsozialisten Herriots (162 Sitze) und die Sozialisten Léon Blums (100) Parteiorganisation im Sinne des früheren deutschen Parteiwesens haben. Auch die Rechtsparteien verborgen sich, nach alter Tradition, unter „linken“ Namen: so die radikale Linke („gauche radicale“, 46 Sitze), die schon ziemlich weit rechts steht, die „Linksrepublikaner“ Tardieus und die „Fédération Républicaine“ Marins auf der äußersten Rechten. Eine Politik der Mitte verfolgt, wie der Name sagt, das „Centre républicain“ (36). Völlig einflusslos sind die 10 Kommunisten.



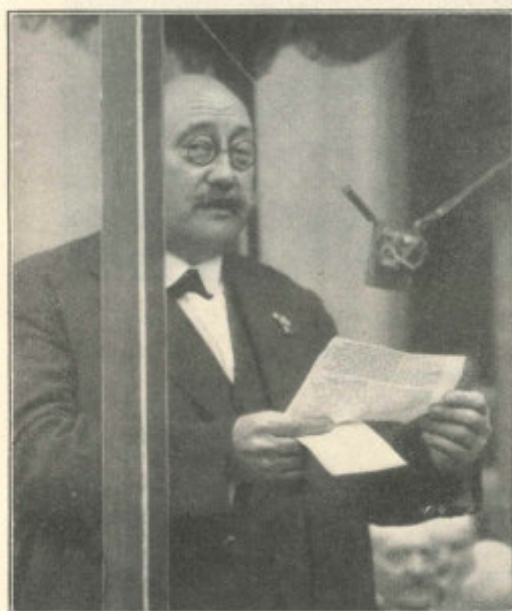
**Joseph Caillaux**

Außenleiter der Radikalsozialisten. Für Verständigung mit Deutschland. Im Krieg von Clemenceau als „Hochverräter“ drei Jahre ins Gefängnis gesteckt. Fordert starke Autoritätsregierung.



**Edouard Daladier**

Radikalsozialist. Erhielt den ersten Schulunterricht durch Herriot. Bereinigte als Ministerpräsident die Einstellung der deutschen Reparationszahlungen.



**Pierre Renaudel**

Führer der Neosozialisten (etwa 40 Abgeordnete), die er sammelte, nachdem Léon Blum wegen Budgetbewilligung sieben Sozialisten ausgeschlossen hatte.



**Edouard Herriot**

Führer der Radikalsozialisten, der größten französischen Partei, die weder radikal noch sozialistisch, sondern für Individualismus, Sparsamkeit, Militär, doch antiklerikal ist. Herriot, erst Oberlehrer, dann Bürgermeister von Lyon, vertritt Frankreich im Sonderauftrag im Völkerbund.



# Frankreichs Politik bestimmen

Einflußreiche französische  
Führer und Parlamentarier



**André Tardieu**

Linkerepublikaner, mehrfach Ministerpräsident. Ursprünglich Auslandsredakteur des „Temps“, weitgereist und sprachbegabt, im Volksmund wegen seiner Gewandheit „M' as-tu vu...“ („hast du mich gesehen?“) genannt. Freund Poincarés und des Kriegstreibers Delcassé. Hauptverfasser des Versailler Vertrags. Wird vielfach als kommender Mann bezeichnet.



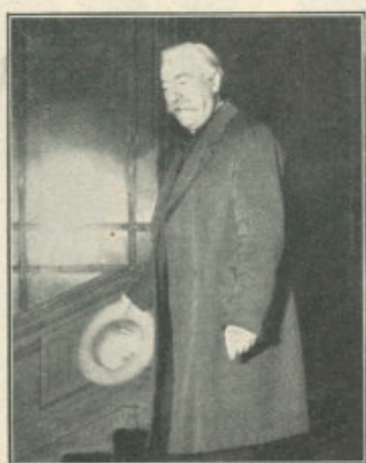
**Léon Daudet**

Führer der „Action Française“, der äußersten Rechten, Sohn des Dichters Alphonse Daudet, des Schöpfers des „Tartarin“. Deutschfeindlich, Antiparlamentarier und Antisemit. Anhang in Armee und Studentenschaft. Doktrinärer Vorkämpfer für eine bourbonische Monarchie. Kam wegen seines Doktrinarismus nie zum einflußreichen Handeln.



**Georges Mandel**

Parteilos, Einzelgänger und gefährdetester Infiltrant. Sein Vater ist aus Deutschland eingewandert. Trotzdem ist Mandel ein heftiger Deutschenfeind. Er war Clemenceaus Kabinettschef.



**Louis Marin**

Führer der zahlenmäßig sehr zurückgegangenen, aber für einen Rechtskurs unentbehrlichen „Fédération républicaine“ auf der äußersten Rechten. War Vorsitzender der Reparationskommission.



**Pierre-Etienne Flandin**

Linkerepublikaner. Aus angesehenen Pariser Beamtenfamilie. Wurde 1914 als 25jähriger Abgeordneter. Leidenschaftlicher Lustsportler. War mehrfach Minister und Völkerbundsvertreter.

Wir zeigen hier eine Reihe der einflußreichsten französischen Abgeordneten. Der Franzose nennt sie „ministrables“, d.h. sie waren oder sind Minister, oder sie können es morgen sein.



## Artisten-Kinder

„Nachwuchs“ ist für den echten Artisten eine Selbstverständlichkeit. „Ein Wagen voll eigener Kinder ist das beste Kapital“, so lautet ein alter Grundsatz der Fahrenden; denn sie bieten die Gewähr, daß das Unternehmen oder die Nummer in der Familie bleibt. So gibt es Artistenfamilien, die seit dem 16. Jahrhundert, heute also in der zwölften Generation, ununterbrochen in der Arbeit sind. Freilich will der Junge meist etwas anderes als der Vater! So lernte Enrico Kastelli, der Sohn eines Jongleurs, Trapez und Reiterei — um eines Tages wieder Jongleur zu werden, wie es sein Vater — Großvater — Urgroßvater gewesen waren! Micaëla Busch nimmt mit der Reiterei das Fach ihrer Großmutter wieder auf. Die Tochter Karl Krones durchbricht die Tradition der seit vier Generationen als Dompteure berühmten Krones. Das Artistenkind hat in sich viele Möglichkeiten, eine „große Nummer“ zu werden, denn es erhält seine Grundausbildung in allen Fächern. Dafür sind die Kinder der berühmten Nivels ein Musterbeispiel. Sie treten in Vaters Maske auf, und sie müssen auch alles lernen, was er gelernt hat: Tanz, Akrobatik, Trapez, Seil, Musik, Equilibristik: Universalartist in Clowngestalt.



Die Jüngste der Zirkus-Familie Busch, Micaëla Busch, übt mit ihrem Lieblingspferd.

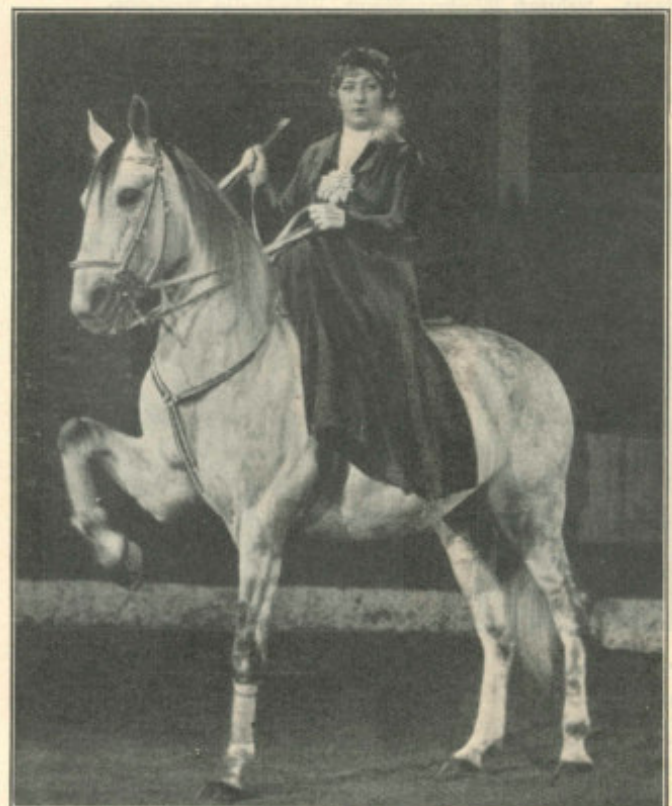
Micaëla Busch ist die Tochter von Paula Busch, der jetzigen Direktorin, und die Enkeltochter des Begründers, Paul Busch. Sie ist selbst eine begabte Schulreiterin.

Fot. Hans Hahn



Die Jüngsten der Clown-Familie Nivel. Fot. Seldow (Scala).

Zwei Kinder des weltberühmten Clowns Charlie Nivel, die im Anschluß an die komische Szene ihres Vaters und ihrer Onkels reizende spanische Tänze vorführen. Die ganze Familie vereinigt sich dabei zu einem Tango-Orchester, das den beiden Kleinsten aufspielt.



Frieda Krone, die einzige Tochter des weltberühmten Zirkus-Direktors.



# Schwarzer Jäger Johanna

Roman von  
Georg von der Vring

## Haupt-Personen:

**Frau Schiffskapitän Luerffen**  
aus Brake an der Weser

**Johanna**  
ihre siebenjährige Tochter, die in das  
Schwarze Freikorps eintritt

**Philine Melchior**  
Schwester der Frau Luerffen, frühere Schau-  
spielerin, Souffleuse in Braunschweig

**Georg Ludwig Korfes**  
Major und Stabschef, Organisator des  
Schwarzen Freikorps

**Caspar Cropp**  
Sekonde-Leutnant, ein Deutscher in der  
Armee Napoleons

**Wilhelm von Hirsfeld**  
Sekonde-Leutnant beim Schwarzen Freikorps

**Friedrich Wilhelm**  
Herzog von Braunschweig, der 1806 seinen  
Thron verlor

**Doktor Frost**  
ein Agent und Spion

**Daniel Bielich**  
ein Köhler, dem Major treu ergeben



Zeichnung von Hans Eisele.

Copyright 1933 by Ullstein A. G., Berlin

Es war am 23. April des Jahres 1809. Das Backsteinhaus des Schiffskapitäns Luerffen in Brake auf dem Weserdeich umbrauste der Frühlingswind. In ihrer Kammer, die nach dem Strom hinausging, saß die siebenjährige Tochter Johanna vor ihrer Box, einem zierlichen Schiffstoffer, auf dem Fußboden und ordnete allerlei Gegenstände hinein. Von Zeit zu Zeit kam die Mutter und brachte noch Kleider, von denen sie meinte, daß man sie auf einer längeren Reise unbedingt brauchen werde. Mutter und Tochter stritten sich, denn Johanna war der Ansicht, daß fast alles, was da noch bereitlag, überflüssig sei, zum Beispiel eine scharlachrote Carmagnola, ein Korsett, das die Mutter ihr ohne ihr Wissen gekauft hatte, ein violetter Hut mit weißem Schwan und weißer Feder, ein sehr langer grüner Schal mit Nehfransen, ein blauer Sonnenschirm und ein Ridicule. Johanna hatte kein ausgesprochenes Interesse für Kleider. Sie „schonte“ sie nicht. Eben kniete sie sogar auf ihren neuen englischen Strümpfen, die als Schmuggelware sehr teuer gewesen waren, und als die Mutter sie deswegen schüchtern zur Rede stellte, antwortete die Tochter streitsüchtig:

„Ein Loch in meinem Strumpf ärgert dich mehr als zwei in meinem Charakter!“  
Darauf zog sich Mutter Luerffen seufzend zurück.

Johanna war in recht schlechter Stimmung, denn ihr Freund Caspar Cropp, Volontär im 5. Westfälischen Linien-Inf.-Regt. in Kassel, hatte ihr seit mehr als einem Monat nicht geschrieben; er hatte sie wohl vergessen. An ihn dachte sie, als sie die Box packte. Er war ihr Jugendgespieler gewesen, solange sie zurückdenken konnte. Sie hatten zusammen gerudert und gefegelt und winters im Segelschlitten gefahren, den Kapitän Luerffen damals in Friedenszeiten aus England mitbrachte. Johanna war Caspar Cropp auf dem Wasser immer gewachsen gewesen; sie war wie ein Junge, sagten die Leute. Und Caspar war auch ein Junge, ein großer, starker Kerl und der beste Spielkamerad, den man sich denken konnte.

Und nun hatte er die Kameradschaft vergessen und schrieb nicht mehr. Und Vater saß seit zwei Jahren in England und konnte nicht heim, wegen der Kontinentalsperre. Und an der Weser regierten die Franzosen, wie überall in Europa, soweit man hörte — außer in England. Noch andere Unannehmlichkeiten gab es. Nun, morgen würden sie beide, Mutter und Tochter, auf einige Zeit zur Tante nach Braunschweig reisen. Dort war vermutlich bessere Luft.

Kann ich denn überhaupt mit ihr abreisen? dachte Johanna plötzlich und sprang





*Doppelt  
fermentiert*

*deshalb denkbar milde und rein.*

**48**



vom Boden auf... Kann ich mit dieser ängstlichen Mutter in solchen Zeiten losfahren? Sie ist zu unvernünftig und zu altmodisch. Hier zurücklassen aber kann ich sie auch nicht, erstens reist sie viel zu gern, und zweitens würde sie vor den französischen Soldaten, die überall herumwimmeln, Angst bekommen. Johanna grübelte. Ich komme nach Braunschweig, überlegte sie, und wer weiß, vielleicht gehe ich auch nach Kassel, um diesem Caspar ein Licht aufzustecken. Aber — was ist denn mit mir geschehen? Warum bin ich so zappelig?... Ist das die Liebe? — Man hat nichts gemerkt, und auf einmal beginnt man Weinerlich zu werden und misshütig und krank, wenn ein junger Mann, so ein Bolontär, vergeßlich ist! Höchst schauerhaft!

Sie klappete die Vog zu und schloß ab. Auf dem Deckel war eine segelnde Brigg abgebildet, deren Masten mit Flaggen wie mit Schmetterlingen geschmückt waren. Sie trat ans Fenster. Da draußen trieb der breite Weserstrom unter dem föhnligen Westwind. Früher, bevor die Franzosen kamen, war er zu allen Jahreszeiten mit Schiffen bedeckt gewesen. Jetzt liefen auf ihm nur lange braune Wellenreihen dahin, von denen manche eine weiße Haube aus Gischt trug. Drüben auf dem anderen Ufer lag Sandstedt mit seinem gedrehten Kirchturm; eben glitt ein Streifen Sonne über den Turm, und eine der Schieferflächen glitzerte auf. Dort wohnte die Familie Cropp, Caspars Eltern.

Dies Sandstedt gehörte zum Kurfürstentum Hannover. Das Haus der Familie Quersien aber und die Stadt Brake hier am linken Ufer waren oldenburgisch. Zwei verschiedene Länder stießen an den Strom; in beiden wurde zwar die deutsche Sprache und sogar der gleiche Dialekt gesprochen. Wollte man die Familie Cropp in Sandstedt besuchen, so mußte man in früherer Zeit einen Paß mitnehmen. Diesen hatte der Kaiser Napoleon abgeschafft und dafür einen Passaport eingeführt, den man an jedem Ort vorzeigen mußte, wo er gefordert wurde. Kürzlich waren beide Länder zum Königreich Westfalen geschlagen worden. Aber man konnte nie wissen, was Napoleon vorhatte.

\*

Nach dem Mittagessen sagte Johanna zur Mutter: „Ich will nach Sandstedt hinüberrudern und mich von Cropps verabschieden. Ich werde von dir grüßen.“ Im Stillen hatte sie die Hoffnung, falls Caspar geschrieben hätte, etwas über ihn zu hören. „Und wenn jener Franzose dir wieder nachschleicht?“ fragte Frau Quersien erschrocken.

„Dann mache ich ihn kalt.“

Das war vielleicht noch ein dritter Grund, weshalb Johanna abreisen sollte: es gab hier einen französischen Souslieutenant, namens Péaulier, der ihr überall folgte, ein großer, sehniger Bretoner und Engländer. Er hatte den Befehl über die Zollbeamten in Brake. Nun, Péaulier war für Johanna nicht mehr als eine Fliege auf der Hand; sie nahm nicht einmal Notiz von ihm.

\*

Gegen zwei Uhr stieß sie das Boot aus dem Schilf und ruderte in die Strömung hinaus. Es war immer noch Ebbezeit, und der Westwind blies heftige Wellen. Da Sandstedt etwas stromab liegt, kam sie rasch hinüber.

Am Ufer unter den Weiden am Postenhaus standen in ihren wehenden Pelserinen ein paar Douaniers. Leutnant Péaulier löste sich aus der Gruppe und kam den Landungssteg herunter. Er trug eine blaue Uniform mit goldenen Knöpfen, dazu die Tellermütze des einfachen Soldaten.

Als Johanna anlegte, war er ihr beim Festmachen behilflich; er verhielt sich zurückhaltend, doch legte er, als sie an ihm vorüberschritt, unauffällig die Rechte auf sein Ehrentkreuz; er meinte sein Herz. Johanna überfah die Bewegung und auch seine feurigen schwarzen Augen. Rasch überschritt sie den Deich und näherte sich an der Gastwirtschaft „Zum Bremer Schlüssel“ vorbei dem Hause des Amtmanns. Es war, wie alle Häuser in Sandstedt, mit Stroh gedeckt; aber es unterschied sich von den übrigen dadurch, daß vor seiner Tür kein Düngerhaufen lag, sondern ein großer Garten mit Obstbäumen, unter denen breite Büsche von eben verblühten Schneeglöckchen sich im Wind bewegten. Ueber der Haustür glänzte auf einer ovalen Wochplatte das Hoheitszeichen des Königreichs Westfalen: der Adler Napoleons, von Löwen und Pferden umsprungen.

Als Johanna das Dienstzimmer betrat, saß bei Amtmann Cropp ein Gast am Tisch, nämlich Gerd Nordmann, der Wirt vom „Bremer Schlüssel“.

„Soll ich wieder gehen?“ fragte sie rasch.

„Besser wär's“, nickte der Wirt mit ernstem Gesicht.

„Sie ist verschwiegen“, sagte der Amtmann. Und zu Johanna: „Seh dich, Kind. Meine Frau kommt gleich.“

Johanna nahm in der Ecke Platz. Das Gespräch der Männer ging weiter. Es war sehr heiß im Zimmer.

Gerd Nordmann erzählte. Er hatte in der letzten Nacht einen Gast empfangen, und zwar aus — England. Seinen Namen wußte niemand. Ein Rutter hatte ihn bei der mondlosen Nacht von Helgoland in die Wesermündung gebracht und im Schilf bei Sandstedt abgesetzt. Der Unbekannte klopfte ein gewisses Zeichen, und Nordmann, dem von Bremen aus geheime Weisung überbracht worden war, ließ ihn ein und versteckte ihn.

Eine äußerst gefährliche Sache für einen Gastwirt! Würden die Franzosen die Geschichte entdecken, so kam er im Handumdrehen in den Turm nach Bremen, wohin schon so mancher gewandert war. Am liebsten hätte Gerd Nordmann sich geweigert, diesen Engländer aufzunehmen, denn er war von Natur ängstlich, und außerdem waren die Douaniers seine täglichen Gäste. Nun, er hatte sich ja gar nicht weigern können, denn schon vor drei Tagen war jener Geheimbrief gekommen, der ihm befahl, so zu handeln, wie in dem Brief geschrieben stand. Unterzeichnet war er mit dem Wort „Tugendbund“.

Der Engländer erwies sich als ein langer, spindeldürrer Mann in Delzeug. Der Wirt führte ihn in die Diebkammer hinauf, deren Fenster er vorher durch doppelte Vorhänge abgedichtet hatte, und bat ihn, sich übertags nicht am Fenster zu zeigen. Der Engländer versprach nichts, drückte ihm aber ein großes Geldstück in die Hand, warf das Delzeug ab, breitete Papiere auf dem Tisch aus und begann wie eine kleine Fabrik zu rauchen. Als Nordmann das Zimmer verlassen hatte, hörte er, wie der Gast sich einschloß.

Noch in der gleichen Nacht, etwa zwei Stunden später, traf dann der Unterzeichner jenes Briefes ein. Wie er angekommen war, ob zu Schiff oder zu Wagen, wußte Nordmann nicht zu sagen. Es war ein kleiner, breiter Herr. Er ließ sich sogleich zu dem Engländer hinaufführen und bestellte Essen. Der Wirt brachte ihnen Mühreier mit Schinken. Er fürchtete, sie würden sich laut unterhalten; aber es blieb oben still. Sie wollten gewiß den heutigen Tag zu ihren Verhandlungen benutzen. In der kommenden Nacht, so hatte der deutsche Herr mitgeteilt, würden beide wieder abreisen.

So stand es nun. Zuerst habe er, Nordmann, die ganze Sache verschweigen wollen, dann aber — nun, jetzt sei er doch gekommen, um sich vom Herrn Amtmann einen Rat zu holen.

Cropp, der ihm mit unruhigen Augen zugehört und ihn nicht unterbrochen hatte, stand jetzt auf. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Dann begann er, noch im Schlafrock und in viel zu langen, mit Rosen bestickten Pantoffeln, auf und ab zu eilen und auf diese Patrioten zu schelten. Die Franzosen würden dahinterkommen, und dann sei es mit der Ruhe in Sandstedt vorbei. Nachgerade erlaubten sich diese Tugendbündler die größten Frechheiten, und das gegen Napoleon, den mächtigen Kaiser der Welt! Als ob noch nicht genug Unglück über dies Land gekommen sei!

Er schritt vor Johanna auf und ab, die kleinen Fäuste in den Taschen des Schlafrocks. Er mochte an seinen Sohn Caspar denken, der vor einem Jahr in Kassel beim westfälischen Regiment eingetreten war, der also unter Jerome, dem Bruder des Kaisers und König von Westfalen, diente. Der also gegen die Deutschen kämpfte. Vor vierzehn Tagen war Caspar Leutnant geworden. Fiel auf ihn, den Amtmann, wegen dieser geheimen Zusammenkunft im „Bremer Schlüssel“ auch nur der Schatten eines Verdachts der Mitwisserschaft, so war es mit seiner Beamtenlaufbahn und mit der militärischen des Leutnants Caspar Cropp vorbei.

Nach einer langen Stille blieb der Amtmann mitten im Zimmer stehen, mit dem Rücken zu Johanna. Er erklärte dem Gastwirt, der ihn mit hilfesuchenden Augen anstarrte, daß er offiziell keine Kenntnis von der gemeldeten Zusammenkunft nehmen wolle. Er empfahl ihm aber äußerste Vorsicht.

Der Wirt stand auf und schüttelte bekümmert den Kopf. Dann nahm er seinen Hut und ließ sich hinausführen. Johanna hörte sie noch eine Weile auf dem Flur weiterreden.

Inzwischen kam Frau Cropp. Sie führte Johanna ins Staatszimmer hinüber. Der Amtmann folgte

ihnen und berichtete seiner Frau von dieser überaus gefährlichen Zusammenkunft im „Bremer Schlüssel“. Er redete lange, und mit dem Reden wuchs der Zorn. Die Frauen hörten schweigend zu. Johanna lehnte am Kachelofen. Diesen Ofen liebte sie sehr, denn er wärmte ganz mild. Seine weißen Kacheln waren in blauer und gelber Farbe mit Liebesgeschichten aus China bemalt; überdies hatte er einen Durchblick, durch den sich zwei, die sich an ihm wärmten, etwas erzählen konnten. Das hatte sie als Kind oft mit Caspar getan.

„Vater, du langweilst unseren Besuch!“ sagte Frau Cropp, als sie einmal zu Wort kam.

Nun wurde der Amtmann erst wirklich zornig. Er rechte seine schmale Figur und rief:

„Langweilen?! Und wenn ich morgen erschossen werde?!“

„Ach du!“ lächelte Frau Cropp und sah Johanna an.

„Was ist das denn — der Tugendbund?“ fragte Johanna. Ihre Gedanken waren ganz woanders. Sie hatte nach Caspar fragen wollen, doch schämte sie sich, von ihm anzufangen. Früher hätte ich mich nicht geschämt, dachte sie und zog die Brauen zusammen.

„Der Tugendbund wurde gebildet von Patrioten“, erklärte Amtmann Cropp und stellte sich in den herrlich roten Pantoffeln auf die Zehen — „und ein Patriot, das ist ein unklarer Kopf, kurz gesagt.“

„Wieso unklar?“

„Ja, weißt du, mein Kind, das ist so...“ Und der Amtmann begann ihr zu erklären, was denn eigentlich so ein Patriot sei, nämlich ein Unruhefister, ein Utopist, ein Attentäter, kurz, ein Feind Napoleons und — unter den jetzigen Umständen — ein Feind Hannovers.

„Ich liebe diesen Kaiser Napoleon nicht“, sagte Frau Cropp.

„Unter ihm kann dein Sohn es bis zum General bringen!“ versetzte der Amtmann bissig.

Frau Cropp seufzte. Dann sagte sie leise: „Meinetwegen mag er ein General von Hannover oder Westfalen werden. Aber ein französischer General, das wäre doch zu komisch.“

„Ein General von Hannover, ein deutscher General, kann ein Amtmannssohn aus Sandstedt nie werden!“ rief Cropp. „Denn hier in Hannover geht es nicht nach dem Verdienst, sondern nach der Abstammung. Adlig muß man sein! Das wirst du nie verstehen, soviel ich auch predige. Bei Napoleon ist alles anders, bei ihm trägt jeder Soldat den Marschallstab im Tornister. Aber...“ Er machte eine Handbewegung, als wolle er sagen, ich rede umsonst.

Nach einer Weile sagte Johanna:

„Wenn ich recht verstanden habe, handelt es sich jetzt darum, die Douaniers oder wenigstens den Leutnant Péaulier so lange vom ‚Bremer Schlüssel‘ wegzuhalten, bis die beiden Patrioten mit ihrem Gespräch fertig geworden sind.“

„Nur der eine ist ein Patriot“, versetzte der Amtmann, „der andere ist ja ein Engländer. Dieser Patriot und Ausbund von Tugend aber will, wenn ich richtig urteile, gewisse Abmachungen mit England treffen, um Napoleon und insbesondere dem Departement Hamburg Abtrag zu tun. Doch genug davon. Darin aber hast du recht, Hanna: Wenn dieser überaus intelligente Péaulier in Schach gehalten werden könnte, ohne daß er es selber merkte, so...“

„Man ladet ihn ein“, sagte Johanna leise.

„Wie meinst du das?“

„Nun, man ladet ihn zum Kaffee ein und behält ihn bis zum Abend da. Unterdessen ist es finster geworden, und die Patrioten beenden ihr Gespräch und verschwinden in der Nacht wieder.“

„Das ist klug gedacht“, lächelte Cropp. „Das... wollen wir überlegen. Zwar war er bisher nur dienstlich bei mir — was denkst du?“

„Dann kommt er heute eben zum erstenmal als Gast.“

„Also gut.“

Der Amtsdienner wurde gerufen und mit der Einladung losgeschickt. Als er gegangen war, rieb sich der Amtmann die Hände und sagte anerkennend:

„Das ist wirklich klug gedacht! Ja, diese Johanna!“

\*

Sie war derweil mit Frau Cropp in die Küche gegangen. Kuchen war noch im Schrank. Der aus England geschmuggelte Kaffee duftete schon.

Hier in der Küche fragte Johanna nach Caspar.

„Ja, wir haben Nachricht“, sagte Frau Cropp. „Er ist Sekonde-Leutnant geworden.“ Die zweite, ihr weit wichtigere Nachricht verschwieg sie noch. Es drückte ihr beinahe das Herz ab, denn sagen würde sie es ja doch müssen.



„Ist er jetzt mehr als Péaulier?“ wollte Johanna wissen.

Das konnte Frau Cropp nicht sagen. „Leutnant und Leutnant wird wohl überall dasselbe sein, mein Kind.“

„Soldat wollte er ja immer schon werden“, nickte Johanna. „Es muß schön sein, ein Soldat zu werden, besonders ein Leutnant. Trägt er als Leutnant noch die gleiche Uniform wie als Volontär?“

Auch das wußte die Mutter nicht. Sie war heute überhaupt schweigsamer als gewöhnlich, gar nicht fröhlich wie sonst. Es fiel Johanna auf.

„Ich denke mir, das ist nichts als eine dumme Einbildung von Nordmann, das mit den Unterhändlern“, sagte Frau Cropp, als der Kaffee fertig war. „Es werden Geschäftsleute sein. Bleiben wir ohne Sorge.“

„Wer weiß“, meinte Johanna, „die Zeiten sind eben so. Ich möchte wissen, was Napoleon noch fertig bringt.“

„Diese Männer sind Narren“, schloß Mutter Cropp. „Auch der Napoleon. Uns Frauen geht das überhaupt nichts an. Außer, wenn man einen lieben Sohn da draußen in der Welt hat.“

„Eben!“ nickte Johanna. „Ihr war weh ums Herz. Wie oft hatte sie mit Caspar und seiner Mutter hier in der Küche geseffen! Warum mußte er so weit fort sein! Wenn die Mutter ihnen den Rücken zugekehrt hatte, war seine starke Hand schnell auf der ihren gelegen, hatte ihr zärtlich die Finger zusammengedrückt. Es schien ihr plötzlich, als wäre es vor vielen, vielen Jahren gewesen!“

\*

Um Punkt vier Uhr klang die Glocke. Souslieutenant Péaulier kam.

Er war kein Leutnant, wie man ihn sich vorstellt, sondern ein einfacher Seemann aus Brest. Die Seeleute sehen einander an allen Küsten ziemlich ähnlich, sie haben einen schaukelnden Gang, sie setzen sich auf ihre besondere Art ins Sofa, und sie können fast alle Englisch sprechen. Auch Péaulier sprach englisch, und so unterhielt man sich ganz gut. Johanna beteiligte sich wenig. Der Franzose vermied es, sie anzusehen. Glitt einmal sein schwarzer Blick über sie hin, so wichen ihm ihre hellen Augen nicht aus.

Péaulier war sehr lustig. Amtmann Cropp, der ihm im braunen Dienstoff mit den Wappenknöpfen des Königreichs Westfalen gegenüberfaß, war bemüht, ein politisches Gespräch zu führen. Aber der Leutnant schien sich nur für lustige Dinge zu interessieren. Ueber England, das er haßte, schwieg er und erzählte dafür von der bretonischen Heimat, von seinen ersten Seereisen mit den Walfischfängern — manchmal brachte er sogar Johanna zum Lachen.

Sie dachte immer an Caspar. Es mußte etwas Besonderes mit ihm geschehen sein, das Mutter Cropp ihr bislang nicht hatte verraten wollen. Nun, sie würde es heute noch herausbekommen.

Dann fragte Péaulier:

„Möchten Sie einmal einen Schiffskapitän heiraten, Miß Johanna?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich möchte selber ein Seemann sein.“

„Oho!“ Der Breton lachte laut. Alle lachten. Johanna aber blickte ernst und sagte:

„Ich möchte fremde Länder sehen, wunderbare Küsten und die Gebräuche der anderen Völker.“

„So eine Frau möchte sich jeder rechte Mann wünschen!“ rief Péaulier. Er legte die Seemannsfaust auf den Tisch.

„Aber... so eine Frau wünscht sich einen anderen Mann“, versetzte Johanna.

Wieder dachte sie an Caspar. Wenn dieser Franzose doch fortginge! Sie wollte jetzt Klarheit haben. — In Ordnung wäre gewesen, wenn man einen Menschen wie Johanna Luerßen nicht vergaß. Mit Liebe hatte das noch gar nichts zu tun. Die Liebe war für Johanna noch ebenso rätselhaft wie jene wunderbaren Küsten der fremden Länder, die sie einmal zu bereisen hoffte.

\*

Der Gast blieb beim Amtmann zu Abend. Er war unerschöpflich mit seinen Schnurren, und sie hörten ihm gern zu. Der Amtmann freute sich über jede Minute, die verstrich. Die Gefahr schien gebannt.

Als Péaulier sich gegen zehn Uhr verabschiedet hatte, schlug Frau Cropp vor, daß Johanna über Nacht bei ihnen in Sandstedt bleiben sollte. Sie könne unmöglich in der schwarzen Nacht nach Brake zurückrudern. Ueberdies hatte der Wind noch zugenommen.

Johanna war einverstanden. Sie würde gleich morgen in der Frühe losfahren, die Post ging ja erst gegen neun Uhr ab, und die Koffer waren gepackt.

Frau Cropp brachte sie in Caspars Kammer, die sie vorsorglich hatte heizen lassen. Hier stellte Johanna mit klopfendem Herzen die Frage: „Was ist mit Caspar, und warum schreibt er mir nicht?“

Die Mutter seufzte und konnte zuerst nicht antworten. Sie hatte plötzlich Tränen in den Augen, mußte sich am Bett festhalten und begann zu zittern. Johanna nahm die kleine Mutter in ihre Arme und wartete. Immer noch flossen und tropften die Tränen, es mußte etwas besonders Schlimmes geschehen sein. Dann flüsterte Frau Cropp:

„Sagen muß ich es ja doch, Hanna. Er... hat sich verlobt.“

„Verlobt?“ fragte Johanna. „Wieso ist das schlimm?“

Sie hatte etwas weit Aergeres erwartet, befand sich aber rasch und merkte, daß sie jetzt auch zitterte. Er hat sich... verlobt! Das bedeutete, daß er entschlossen war, ein Mädchen zu heiraten.

„Wie heißt sie?“ fragte Johanna nach einer Weile. „Kunigunde von Böcking aus Kassel.“

„Eine Adlige also. Und wie alt ist sie?“

„Er schreibt es nicht. Er schreibt nur, daß sie... sehr schön ist. Sie ist die Nichte seines Bataillonskommandeurs, des Majors von Böcking.“ Frau Cropp weinte immer noch, mit nassen Augen sah sie zu der Freundin ihres Sohnes auf.

„Jetzt müssen wir schlafen“, sagte Johanna dann. Sie umarmten einander. „Nicht traurig sein“, flüsterte Frau Cropp.

„Wieso traurig?“ versetzte Johanna. „Es ist eben der Lauf der Welt...“

„Das hast du irgendwo in einem Buch gelesen, Hanna. Aber ich freue mich, daß du... Morgen sprechen wir weiter.“

„Gut, gut.“

„Schlaf wohl, Hanna!“

„Schlaf du auch wohl.“

\*

Als Frau Cropp gegangen war, atmete Johanna auf. Sie stand und starrte eine lange Zeit in das Licht der Kerze. Weshalb hätte er sich nicht verloben sollen!

Sie begann auf- und abzugehen. Dann trat sie an Caspars Büchergestell, zog Claudius' Gedichte heraus, jenen „Wandsbeker Voten“, und schlug aufs Geratewohl auf. Sie fand einen Bierzeiler, er lautete:

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel

Und dringt durch alles sich;

Sie ist ohn Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel

Und schlägt sie ewiglich.

Sie schlug das Buch mit einiger Heftigkeit zu und begann, sich zu entkleiden. Es geschah langsam, denn immer wieder mußte sie sich an die Worte von Mutter Cropp erinnern: Caspar ist verlobt! Sie öffnete die Schnürbänder des Gewandes, das Nieder sprang auf. Er ist schlau und ehrgeizig, der gute Caspar, dachte sie; er hat der Nichte seines Bataillonskommandeurs den Kopf verdreht, weil er Karriere machen will — aber er ist sicherlich nicht froh dabei; denn er denkt an mich und vergißt mich nicht.

Sie löste nun das Haar, und dann sank ihr Kleid. Als sie den Kopf hob, erblickte sie sich im Spiegel: schmal und zart stand sie da, in einem viel zu langen Nachthemd aus feinstgesponnenem Leinen. Bis zu den Füßen reichte es.

Ob die Böcking so jung ist wie ich? dachte sie. Sie hob die Arme, schmale Arme, die noch kindlich waren, ihr erschienen sie zu mager. Aber alles in allem war sie nicht unzufrieden mit ihrem Spiegelbild. Sie schwebte zum Bett hinüber und setzte sich auf den Bettrand und dachte so vor sich hin, ein wenig wirr, ein wenig müde, und sehr traurig. Die Hände lagen ihr im Schoß.

Warum eigentlich war sie auf den Bierzeiler so böse gewesen, den sie gelesen hatte?

„Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel... und dringt durch alles sich...“

Ein Sommertag vor zwei Jahren fiel ihr ein, wo sie beide, Caspar und sie, diese Gedichte draußen auf der Schilfinsel gelesen hatten. Plötzlich, mitten im Lesen, beugte Caspar sich über sie und gab ihr einen Kuß. Darauf stieß sie ihn zurück, und es war eine ziemlich ernsthaftige Schlägerei daraus geworden. Und andere Tage fielen ihr ein: ein schmaler Weg zwischen Gärten, in denen die Sonnenblumen schon herbftlich und strohig standen. Er hatte sie an der Hand gefaßt, und dann hatten sie kein Wort mehr gesprochen. Plötzlich hatte er sie wieder küssen wollen, aber sie

sagte ihm, daß sie sich das verbitte. Er umschloß ihr Gesicht mit beiden Händen und zog es dicht an das seine, und das Licht seiner Augen fiel tief in das ihre.

Und dann hatte er sie doch wieder geküßt — und sie war ihm davongelaufen.

Plötzlich schien ihr, daß sie jetzt anfangen müsse, schrecklich zu weinen. Aber weinen wollte sie nicht. Sie schüttelte den Kopf, stand auf und steckte das Buch ins Bord zurück. Er hatte sich verlobt, gut...

Und genau aus diesem Grunde wollte sie nicht in seinem Zimmer schlafen!

Rasch war sie wieder angezogen.

Sie fand Papier und Bleistift, schrieb ein paar Zeilen für Mutter Cropp — zögerte noch, blies dann die Kerze aus und stieg durchs Fenster in den Garten hinunter. Leicht ließ es sich wieder zudrücken.

Die Nacht war kalt und windig. Von irgendwo bellte ein Hund. Die Finsternis schien undurchdringlich. Johanna knöpfte die Delsjacket zu, verließ den Garten durch die hintere Pforte und schlug den Weg zum Flusse ein. Dieser Weg führte hinter dem Garten des „Bremer Schlüssel“ entlang. In der Gaststube war es schon finster; aber oben im Giebelzimmer, wo der Patriot sich mit dem Engländer eingeschlossen hatte, glänzten die beiden Fenster hell.

Nützige Männer sind es, dachte Johanna.

Sie kam zum Landungssteg. Aus dem Postenhäuschen fiel ein Lichtschein. Sie wollte rasch vorübergehen, aber der Posten hatte sie gehört und rief sie an. Er ließ sich ihren Passport zeigen. Natürlich begann er sofort zu scherzeln, trug den Paß ins Häuschen unter die Lampe und lud Johanna ein, hereinzukommen und sich gegen den Wind zu schützen. Sie antwortete nicht und blieb draußen in der Dunkelheit stehen. Der Soldat erschien nach einer Weile wieder und begann in einem Sprachenmischmasch auf sie einzureden. Plötzlich umfaßte er sie, die niedergeschlagen und grübelnd dagestanden hatte, und versuchte, sie ins Postenhaus zu ziehen. Sie wehrte sich heftig. Johanna Luerßen konnte an sich schon keine Berührung von Menschen ertragen; der Handgriff dieses Soldaten, der nach Schnaps roch, weckte sie sofort aus ihrer Betrübnis — sie schlug zu, mit Fäusten und Füßen. Im Augenblick war sie frei und wich in die Finsternis zurück. Der Franzose stieß einen Fluch aus.

Jetzt kam jemand die Treppe des Holzturns heruntergestiegen. Es war Péaulier. Er stellte den Posten scharf zur Rede, ließ sich den Passport geben und kam zu Johanna, die am Brückengeländer lehnte. Er übergab den Paß und bat auf englisch um Entschuldigung.

„Auch Ihnen habe ich nicht begegnen wollen“, sagte Johanna. Sie steckte den Paß ein, drehte sich um und begann, den Landungssteg hinunterzugehen. Immer schneller ging sie, zuletzt lief sie fast. Sie hörte, daß Péaulier ihr nachkam. Als sie das Ende des Steges erreichte und das Tau losmachte, rief er ihr zu:

„Sie dürfen nicht bei Nacht hinüberfahren, Donnerwetter!“

Sie gab keine Antwort und sprang ins Boot. Schon lagen die Ruder in den Dollen. Mit ein paar Schlägen brachte sie das Fahrzeug aus der Schiffsbucht in den Strom hinaus. Der Leutnant blieb zurück, sie atmete auf.

Das Wasser war noch sehr unruhig. Schaum quirlte auf den schwarzen Wellen. Das Boot bekam harte Schläge vor den Bug. Aber Johanna war dies Schwanken auf der Finsternis gewöhnt, sie ruderte zu. Die Sterne waren verdeckt. Manchmal sah sie sich um, dann piff ihr der Wind ins Gesicht.

Vom Braker Ufer blinkten ein paar Lichter herüber.

Sie ruderte aus aller Kraft. Das Licht des Postenhauses von Sandstedt war verschwunden. Bei jedem Ruderschlag dachte sie: Er hat sich verlobt... gut! Er hat sich verlobt... gut! Morgen fahre ich nach Braunschweig, und vielleicht werde ich auch nach Kassel fahren, um mir dies Fräulein von Böcking etwas näher anzusehen...

Er hätte mich nie küssen dürfen. Nie, nie!

Wütend hieb sie die Ruder ins Wasser, der Gisch spritzte. Vielleicht aber werde ich nicht nach Kassel fahren, denn was geht mich ein verlobter Mensch an!... Fahre ich aber doch nach Kassel, so soll er mich nicht zu Gesicht bekommen. Ich werde mich... verkleiden. Und wenn ich gemerkt habe, daß er wirklich ein solcher Narr ist, wie er inzwischen geworden zu sein scheint, dann weiß ich genug und entferne mich wieder...

Plötzlich stutzte sie, hob die Ruder, steckte die Griffe unter die Arme und lauschte. Es mußte etwas in der Nähe sein! Ein anderes Boot?... Zuerst





*Alle Jahre wieder...*

steigt vor den Weihnachtstagen die Nachfrage nach Haus Neuerburg-Zigaretten geradezu auffallend. Das ist ein

Beweis für das Ansehen unserer Marken, denn wenn es darum geht, Andere zu erfreuen, ist ja das Beste gerade gut genug

**OVERSTOLZ 5pf. RAVENKLAU 6pf.**

*Haus Neuerburg*  
G.M.B.H.



glaubte sie, sich getäuscht zu haben. Dann hörte sie es näherkommen. Es schob sich von links heran. Es konnte das französische Patrouillenboot sein. Nun, die Patrouille sollte sie nur anrufen. Schmugglerware führte sie nicht mit.

Wieder ruderte sie zu, zehn, zwanzig, dreißig Schläge. Sie mußte schon auf der Strommitte sein. Das Geräusch des anderen Bootes war verstummt. Plötzlich hörte sie es wieder, es fuhr also in der gleichen Richtung. Zu sehen war nichts.

Jetzt kam das Boot heran, genau auf sie zu. Sie rief, scharf wie eine Möwe:

„Qui vive?“

Das andere Boot glitt heran und stieß plötzlich gegen ihr linkes Ruder.

„Row on!“ rief eine Stimme. Es war Péaulier.

Natürlich rudere ich weiter, dachte sie und tat es. Auch er ruderte und hielt sich zu ihrer Linken.

Wenn nicht der starke Wellengang wäre, würde er gewiß entern, dachte Johanna — so aber entert er nicht. Haben wir aber erst die Düddalben hinter uns und kommen in ruhiges Wasser, so kann er immer noch entern. Sie ruderte so stark, daß das andere Boot einen Augenblick zurückblieb und verschwunden war.

Bald gelangte sie in die Nähe des Braker Ufers und hatte jetzt die Reihe der Düddalben vor sich, die irgendwo in der Finsternis wie hohe hölzerne Türme in gleichen Abständen von etwa zwanzig Metern aus dem Wasser ragten. Noch sah sie nichts von ihnen, nur auf dem, der am weitesten rechts stand, schwankte ein Windlicht. Sie ruderte drauf los, aber die Strömung und der Wind vertrieben sie. Eben, als Péauliers Boot wieder auftauchte, entdeckte sie hinter sich einen der Holztürme. Sie hörte, wie das Wasser die Fußbalken umgurgelte und mächtig aufschäumte, änderte den Kurs und stieß beinahe mit dem anderen Boot zusammen. Auch Péaulier wendete sein Boot. Johanna kämpfte sich durch die Strudel und war mit einigen starken Ruderschlägen durch die gefährliche Zone — das hatte sie oft genug mit Caspar geübt.

Plötzlich vernahm sie ein kurzes Aufschlagen, wie von Holz gegen Holz. Sie verhielt auf der Stelle. Dann ließ sie sich etwas treiben und verhielt wieder. Von Péauliers Boot keine Spur. Sie schob sich weiter in den Strom zurück — nirgends ein Laut; nur das Rauschen der Wasser. Sollte er zurückgekehrt sein? In diesem Augenblick hörte sie seine Stimme ... Johanna erschraf. Trieb er im Wasser? Sie ruderte. Wieder kam seine Stimme durch den Wind herüber. Sie ruderte jetzt stark. Neben ihr tauchten die schrägen Balken eines Holzturms aus der Finsternis. Dorthin kam Péauliers Stimme.

Gleich darauf sah sie ihn stehen und warf ihm ein Tau zu. Er stand auf einem der Querbalken drinnen im Holzgerüst, aber Johanna sah weiter nichts als sein Gesicht, das die Uferlichter matt beleuchteten. Es war dann ziemlich schwer für ihn, ins Boot zu kommen, denn das Wasser schlug ihn immer wieder zurück.

Endlich saß er vor Johanna im Boot und schwieg. Sie glitten gleich darauf in stilleres Wasser. Mit einem letzten Hieb der Ruder ließ Johanna das Boot ins Schilf sausen, nahm den Anker, sprang ans Land und machte fest. Plötzlich mußte sie auflachen. Péaulier fragte zornig:

„Lachen Sie mich aus?“

„Weil Sie ein schlechter Seemann sind“, erwiderte Johanna. „Wo ist Ihr Boot geblieben?“

„Beg. Gefentert. Ich stieß gegen diese ver wünschten ... Ich fürchtete, daß Sie hier nicht durchrudern könnten bei Nacht, Miß Luerffen.“

„Und nun war es gerade ein Mädchen, das es konnte!“

Schwerfällig kletterte er aus dem Boot. Johanna merkte, daß er zitterte.

„Aprilwasser ist kalt“, sagte sie. „Sie werden jetzt Ihre Kleider trocknen. Kommen Sie!“

Wortlos nahm er die Ruder und folgte ihr.

Im Hause war noch Licht. Péaulier wurde in ein geheiztes Zimmer geführt. Frau Luerffen sah ihre Tochter besorgt an. Der Bretone schwieg ingrimmig und stellte sich vor den Ofen. Das Wasser rann von seiner Uniform. Frau Luerffen brachte ihm Kleider ihres Mannes und legte noch Torf aufs Feuer. Danach ging auch sie.

Péaulier zog sich eilig um und setzte sich dann mit dem Rücken gegen den Ofen, der Blut ausstrahlte. Nach einer Weile klopfte Johanna und brachte auf einem Tablett ein Glas Grog und Kandiszucker. Sie sagte:

„Mein Boot bekommen Sie nicht zum Zurückrudern. Sie sind mir ein zu unsicherer Seemann.“

„Ich hatte nur Augen für Sie“, murmelte Péaulier unwillig. „Deshalb schlug es mich um ... so ist das, Miß Luerffen.“ Er hielt das heiße Glas in der Hand und sah Johanna traurig an. „Haben Sie denn gar nichts für mich übrig?“ fragte er.

„Nicht mehr als für andere Menschen. Vielleicht sogar noch weniger, weil ...“

„Weil?“

„Weil Sie ein Franzose sind.“

„Natürlich“, nickte Péaulier und begann zu trinken. „Sehr natürlich. Heute nachmittag haben Sie mit mir ein falsches Spiel getrieben.“

„Reden Sie nicht!“ machte Johanna. „Trinken Sie aus, und dann ins Bett, Sie können hier im Hause schlafen.“

„Ich schlafe hier nicht. Aber hören Sie mir, bitte, noch einen Augenblick zu ... Mit dem Spiel, von dem ich eben gesprochen habe, meine ich folgendes: Ich wurde heute nachmittag plötzlich beim Amtmann eingeladen — war das Ihr Einfall?“

„Ja.“

„Sehen Sie, ich weiß alles.“ Er trank und fuhr fort: „Damit wurde ein besonderer Zweck verfolgt, und zwar ein revolutionärer, ein patriotischer — habe ich recht? Es richtete sich gegen uns, gegen Frankreich. Stimmt das?“

Sie antwortete nicht.

„Ich weiß alles, Miß Luerffen“, lächelte der Leutnant. „Ich weiß nämlich noch mehr. Einen Grund zum Eingreifen aber hatte ich trotzdem nicht, denn dieser Mann, der die Begegnung im ‚Bremer Schlüssel‘ angeregt und durchgeführt hat, der also den ganzen Tag mit dem Engländer verhandelte, der war ein französischer Agent, der meiner besonderen Obhut empfohlen ist.“

„Das ist nicht wahr“, sagte Johanna unruhig.

„Also nicht“, machte Péaulier und zog die Schultern hoch. „Ich gehe jetzt. Erst trinke ich noch aus. Schönes Getränk! Aus Rum?“

Sie nickte und hatte scharfe Augen bekommen. Dann sagte sie:

„Bitte, Péaulier, erzählen Sie mir etwas über diesen Agenten!“

„Ich dachte, er interessiere Sie nicht“, machte der Leutnant. Er stellte sein Glas aufs Tablett zurück, zog einen Zettel aus der durchweichten Brieftasche und reichte ihn ihr. Er war mit französischen Sätzen bedeckt. Sie studierte ihn lange. Ihr schien, daß der Inhalt genau mit dem übereinstimme, was Péaulier behauptet hatte.

„So war es also ein richtiger Betrug!“ stieß sie hervor und gab den Zettel zurück.

„Ein richtiger Betrüger, ja. Denn er ist nicht nur ein Agent für uns, sondern auch für die deutschen Patrioten.“

„Wie kann das sein?“

„Weil er eben von beiden Seiten Geld bekommt, und wahrscheinlich auch noch von England.“

Péaulier leerte das Glas und stellte es fort. Das Zuckerstück kratzte zwischen seinen Zähnen. Dann stand er auf. Er war so riesengroß, daß Johanna zurückwich. Er sah zu Boden und sagte langsam:

„Weshalb ich Ihnen das verrate? Nun, weil alle es wissen. Nur in Brake und Sandstedt scheint es unbekannt zu sein. Ihnen aber wollte ich es ausdrücklich sagen, weil ich heute Achtung vor Ihnen bekommen habe. Außerdem habe ich als Soldat und Seemann mit solchen Gesplogheiten nichts zu tun, und Sie auch nicht. Uns wird er verraten an euch, und euch an uns, je nachdem, wer ihn am besten bezahlt oder die sichersten Aussichten auf den Sieg hat. Sein Name ist Frost. Merken Sie sich diesen schauerhaften Namen. Frost — sehr einfach zu merken. Frost. Sieht aus wie eine Ratte, indem ihm zwei Zähne aus dem Mund stehen. Eine Kugel ist zu schade für den. Wenn Sie nach Braunschweig reisen, so ist es möglich, daß Sie ihn treffen, denn er hat dort zu tun. Und wenn Sie wieder zurück sind, werde ich kommen und mich nach ihm erkundigen. Genug geschwätzt.“

Noch rührte er sich nicht, als ob er traurig wäre. Dann nahm er sein nasses Uniformbündel und stampfte die finstere Treppe hinunter. Johanna geleitete ihn bis zur Tür.

„Bis jetzt verstehe ich noch nichts von dieser Welt, Péaulier“, sagte sie.

„Sie werden bald mehr verstehen“, gab er zurück. „Frankreich ist jetzt das Herz der Welt. Frankreich macht Weltgeschichte, gegen die Händler und Blockierer, gegen England. Große Zeit und gefährliche Zeit! Rechnen Sie immer und überall auf mich. Gute Nacht, Miß Luerffen!“

## II.

Am folgenden Tage, dem 24. April, reisten Frau Schiffskapitän Luerffen und Tochter im Postwagen nach Bremen ab. Bis Bremen saßen ihnen zwei Männer gegenüber, ein Fischereibesitzer und sein Schwiegersohn aus Großenfelde, die wegen willkürlicher Beschneidung ihrer Gerechtfame durch die französische Stropolizei beim Departement in Hamburg vorstellig werden wollten. Sie trugen hohe braune Hüte und getrannte Stiefel. Sie schienen bedrückt und ließen sich, obwohl Frau Luerffen, die recht gut mit ihnen bekannt war, mehrmals das Wort an sie richtete, nicht auf ein Gespräch ein. Draußen lag die flache Ebene mit ihren Wiesen, Feldern und wassergefüllten Gräben im Regendunst. Und dann und wann segten die Tropfen eines Aprilshauers über das Wagendach.

Drinnen herrschte eine drückende Luft. Johanna kannte diese Stimmung, die Franzosen hatten sie gebracht, das Lachen war selten geworden in diesen Ländern ... Sie öffnete das Fenster, das der Regen-seite entgegenlag. Die Mutter machte eine schüchterne Einwendung. Johanna hörte nicht darauf. Sie sog die kräftige Luft in sich ein ... das war der Reise-wind, den sie liebte. Hinten in dieser Ebene kamen bald die Türme von Bremen in Sicht, wo die beiden traurigen Männer nach Hamburg umsteigen würden.

Die Frauen blieben in Bremen im Wagen allein. Sie hofften schon, sich's bequem machen zu können, als kurz vor der Abfahrt ein Gasthausdiener mit zwei spiegelblanken Koffern erschien, dem ein kurzer, breitschultriger Mann auf dem Fuße folgte. Er stieg mit einem kraftvollen Ruck, der den Wagen leicht zur Seite neigte, zu den Damen. Er verbeugte sich etwas geziert, legte seinen Seidenhut ins Reg und begann, Mutter und Tochter mit dreisten Augen zu betrachten. Als dann murmelte er etwas über den Regen, betrachtete seine häßlichen Fingernägel und setzte sich zum Schlafen zurecht. Johanna merkte, daß er sie durch die halbgeschlossenen Lider noch eine Weile beobachtete. Dann fuhr der Wagen, und gleich darauf schnarrte der Fremde. Er trug enge Pantalons aus gelbem Ranling. An seiner massiven Goldkette hing eine Menge Verlocken, eine davon hatte die Gestalt der Erdkugel.

Mutter Luerffen, die gern ein Gespräch geführt hätte, mochte sich langweilen. Sie richtete von Zeit zu Zeit Fragen an ihre Tochter. Johanna antwortete kurz. Ihre Gedanken waren bei Caspar Cropp. Ich werde mich auf Tante Philine verlassen, dachte Johanna; wenn es jemand gibt, der mich verstehen kann, so ist sie es; die Liebe ist ihr Fach gewesen, als sie noch ihre Rollen spielte; jetzt ist sie alt, aber was sie im Theater souffliert, ist immer noch vom gleichen Stoff; einen guten Rat wird sie mir bestimmt geben können ...

Johanna verstand sich sehr gut mit Tante Philine Melchior und freute sich auf das Wiedersehen nach zwei Jahren. Philine war Mutters jüngere Schwester. Sie stammten aus dem Bremer Kaufmannshaufe J. C. Behrens, Kaffee en gros, das unter dieser Firma noch heute existierte. Die ältere Schwester, Frau Luerffen, hatte der Familientradition entsprechend brav ihren Kapitän geheiratet. Tante Philine aber, die jüngere, schlug aus der Art. Sie ging in jungen Jahren mit einem damals gefeierten Schauspieler, George Melchior, durch und wurde verstoßen. George und Philine mußten viel Elend erleben. Philine wurde selbst Schauspielerin. Endlich kam ihnen das Glück mit der Anstellung am Braunschweiger Hof-theater.

Seit zwei Jahren betätigte sich Philine als Souffleuse. Bei ihr verkehrte der geistig interessierte Kreis der Residenz, so Lessings Freund Seidewitz und der eben zu Ruhm gekommene Baumeister Peter Krahe. Für Johanna würde es dort bestimmt inter-essanter sein als in dem kleinen Brake.

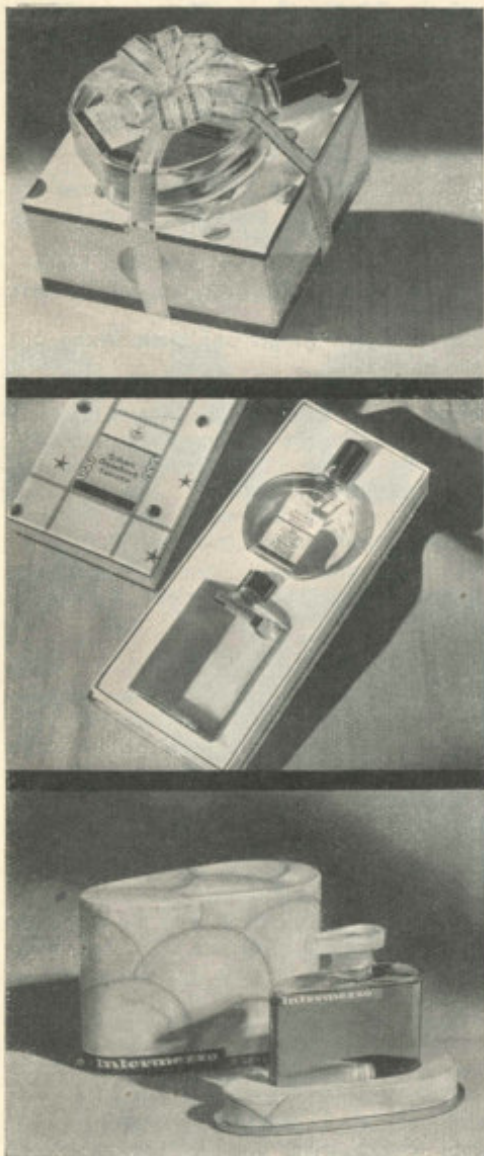
\*

Vor Hannover wurde der Herr mit den Verlocken wach. Er erkundigte sich, wo man sich befinde, und begann ein lebhaftes Gespräch mit Frau Luerffen. Er begann, sie auszufragen — im Laufe einer Viertelstunde hatte er alles erfahren, was er wissen wollte: Herkunft, Ziel der Reise, Zweck und so weiter.

Danach lächelte er Johanna ermunternd an, um auch sie zum Sprechen zu bringen. Sie aber beachtete ihn nicht. Er ließ seine spitzen Füße vom Sitz herunter. Seine dicken Knie drückten gegen die ihren, denn es war ein sehr enger Wagen. Sofort wechselte Johanna den Platz mit ihrer Mutter und sah zum andern Fenster hinaus. Der Herr lächelte, dabei traten die oberen Schneidezähne, braun und ver-



# Schönheit schenken!



Läßt sich denn Schönheit verschenken?

Ja! In jeder Flasche Scherk Gesichtswasser steckt sie. Scherk Gesichtswasser täuscht nicht nur Schönheit vor, es macht die Haut von innen heraus gesund, rein und straff, denn es dringt bis auf den Grund der Poren, löst Mitesser und alle Unreinheiten, belebt den nährenden Blutstrom und kräftigt das Gewebe. - Legen Sie ein Fläschchen Scherk Gesichtswasser auf den Weihnachtstisch - Sie schenken Freude für viele Wochen! ● Scherk bringt zu Weihnachten reizende Geschenkkassetten - Freude fürs Auge, elegant und praktisch zugleich. Bitte lassen Sie sich Scherk Geschenkkassetten zeigen ● Scherk Gesichtswasser ist nur echt in Originalflaschen mit der Bezeichnung Scherk ● Taschenflaschen 0.85, Flaschen 1.40, 2.40, 4.40 und größer

*Auch die herrlich duftenden Parfums Intermezzo und Mimikri sind Geschenke, die immer freudig begrüßt werden*

SCHERK





raucht, unter der Oberlippe hervor. Johanna hatte es bemerkt, sie dachte: Dieser Kerl sieht wie eine Ratte aus ... Plötzlich fiel ihr ein, was Beauclier über den Agenten Frost gesagt hatte. Sie stugte und beschloß, ihn zu beobachten.

Der Fremde unterhielt sich mit Frau Luerffen weiter. Als er erfuhr, daß die Damen zu Philine Melchior fahren würden, wurde sein Gesicht achtungsvoll und interessiert; mit nachdenklicher Aufmerksamkeit hörte er zu. Am Ende hat er Frau Luerffen, der Madame Melchior einen Gruß von ihm auszurichten; er selbst sei dorthin empfohlen und werde vielleicht schon in einigen Tagen seine Visite machen.

„Von wem darf ich grüßen?“ fragte Frau Luerffen. Johanna bekam plötzlich Herzklopfen, sie lauschte gespannt, welchen Namen sie jetzt hören werde.

„Grüßen Sie von einem heute noch ungenannten Verehrer ihrer großen Kunst“, nickte der Herr.

Mutter versprach es und schwakte weiter. Sie fing jetzt an, von der Familie Cropp zu berichten. Johanna sagte ärgerlich:

„Von Kassel sagst du nichts!“

„Oh“, lächelte der Fremde, „ich kenne doch den Leutnant Caspar Cropp in Kassel, den schönsten Offizier des Regiments!“

Johanna machte ein verschlossenes Gesicht und dachte: Natürlich ist er der schönste Offizier ... dieser Kerl aber gleicht wahrhaftig einer Ratte.

Nach einer Pause sagte der Herr leise:

„Ich habe einen jungen Freund gehabt, dem Sie sehr ähnlich sehen, Demoiselle: dieselbe adlig gebogene Nase, ein Gesicht wie Milch und Blut. Ich muß gestehen, daß ich Sie für einen verkleideten Husarenoffizier gehalten habe ...“ Er brach ab und schien auf eine Antwort zu warten.

Johanna sah aus dem Wagenfenster und dachte: Das kann nur der Frost sein ... Eben rollte man durch eine lange Allee nach Hannover hinein. Der Wagen ratterte ohrenbetäubend über das Pflaster.

Der Fremde stieg in Hannover aus. Er verabschiedete sich wie ein alter Vertrauter von Frau Luerffen. Johanna hielt sich zurück und überfah seine Hand. Als er hinaus war, sagte die Mutter aufgeräumt:

„Das war ein wirklich netter Mensch! Ein seriöser Mann! — Was für ein Gesicht machst du?“

„Mir ist etwas frostig.“

„Ich habe dir ja gesagt, daß du dich wärmer anziehen solltest. Musselin wärmt doch nicht!“

\*

In Hannover wurden die Pferde gewechselt. Mutter und Tochter nahmen im Gasthaus „Zum König von England“ ein warmes Frühstück. Im Speiseraum sah Johanna den Mitreisenden wieder. Er saß im Hintergrund mit einem großen braungefährten Herrn am Tisch, der aus einer Meeresschaumpfeife rauchte und unbeweglich vor sich hinsah. Der Kleine redete lebhaft auf ihn ein. Johanna beobachtete, wie der andere von Zeit zu Zeit den Blick auf die offenstehende Tür richtete, als erwarte er jemanden.

Nach einer Weile zeigte sich dort ein Mann. Er stand wie auf dem Sprung und spähte zu den beiden Herren hinüber. Der Kurze drehte sich her und winkte mit der Hand. Aber der Mann war im Augenblick wieder verschwunden. Johanna sah ihn ein Pferd besteigen und den Hof verlassen. Der große Herr schien gar nichts bemerkt zu haben, er saugte heftig an seiner Pfeife.

Als sie eine Stunde später wieder im Wagen saßen und sich über die Sonne freuten, die eben durch die Wolken gekommen war, kam der große Herr über den nassen Hof zum Wagen gegangen. Er trug einen langen sandfarbenen Reisemantel von militärischem Schnitt. Ohne auf die Pfützen zu achten, kam er in seinen schönen ungarischen Stiefeln dahergegangen. Die Pfeife hielt er in der Hand. Als er den Wagen erreichte, klopfte er sie an einer Radspeiche aus und steckte sie ein. Dann setzte er sich mit einer knappen Verbeugung auf den Bordersitz, wo schon sein ziemlich bescheidener Koffer stand, und öffnete diesen. Er entnahm ihm ein breites Buch in grünem Einband und begann darin zu studieren. Es war ein Notenbuch. Auf dem Umschlag stand mit goldener Schrift: Croica.

Auf der Fahrt sah der Herr nicht aus seinem Notenbuche auf. Frau Luerffen hatte sich zum Schlafen zurechtgesetzt. Johanna schaute durchs Fenster, wo die wellige Landschaft im larmigen Sonnenschein lag. In der Ferne ahnte man Berge.

Manchmal hörte sie den Reiseführer, der Blatt um Blatt seines Notenbuches umwendete, vor sich hin pfeifen. Er spitzte den Mund, sein Gesicht hatte dann

einen völlig verzückten Ausdruck, und seine klaren grauen Augen leuchteten. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Das schwarze Haar hing ihm ungeordnet in die Stirn. An den Schläfen und in den Favoriten waren schon graue Stellen. Einen Ring sah Johanna nicht an seiner Hand. Die Halsbinde war unordentlich geknotet und ein wenig durch Tabakasche beschmutzt. Sie kam zu dem Schluß, daß er unverheiratet sein müsse. Am schönsten erschien ihr an ihm die breite gebogene Nase.

Man war noch eine Stunde von Braunschweig entfernt, als Johanna einen Reiter neben dem Wagen auftauchen sah. Er gab dem Postillon ein Zeichen; darauf hielt man. Es war derselbe Mann, der sich in Hannover in der Tür des Gasthauses „Zum König von England“ gezeigt hatte und wieder verschwunden war. Er hatte ein rotes robustes Gesicht. In äußerster Eile lenkte er das Pferd nahe vor die Fensteröffnung des Wagens. Johanna bemerkte, daß er am Arm blutete oder geblutet hatte; auch an seiner Hand war Blut, als er dem Herrn mit einer raschen Bewegung, und nachdem er die beiden Frauen mit einem Blick gestreift hatte, einen Brief zuwarf. Gleich darauf wendete er und sprengte zurück, einem Walde zu, den der Wagen eben durchmessen hatte.

Die Pferde zogen wieder an. Der Herr war im Begriff, den Brief zu öffnen, von dem er zwei Blutstropfen abgewischt hatte — als auf der Straße lautes Pferdegetrappel erscholl. Der Postillon begann zu blasen. In diesem Augenblick beugte sich der Fremde vor, er ließ den Brief rasch in das Notenbuch gleiten, klappte zu, reichte es Johanna und sagte:

„Bitte, nehmen Sie es in Ihre Obhut ... es handelt sich um den Brief!“

Johanna verstand nicht. Sie nahm das Buch und schlug zögernd auf. Auf der ersten Seite stand der Name des Komponisten, „Ludwig van Beethoven aus Wien“. Sie hatte den Namen noch nicht gehört und wollte eben nach ihm fragen, als der Fremde abwinkte und gleichzeitig ein Trupp französischer Kürassiere den Postwagen umringte. Eine laute Stimme schalt mit dem Postillon. Der schalt wieder. Eine Reitpeitsche knallte, der Postillon bekam Hiebe, vermutlich, weil er geblasen hatte. Damals konnte man nie genau wissen, wofür man Hiebe bekam. Ein junger Offizier im blanken Kürass, dem der Helmschweif übers blasse Gesicht wehte, trat an den Schlag und forderte den Herrn auf, den Wagen mit seinem Gepäck zu verlassen. Dieser protestierte mit großer Ruhe. Der Offizier zog die Pistole. Darauf verneigte sich der Herr vor den Damen, reichte seinen Koffer einem Kürassier hinaus und verließ den Wagen, der sich auf einen Wink des Offiziers wieder in Bewegung setzte.

„Hat er dir das Buch geschenkt?“ fragte die Mutter neugierig. „Eine merkwürdige Anknüpfung! Ob er verhaftet worden ist?“

Johanna schwieg.

Eine Stunde später fuhren sie in die dümmrigen und schmalen Gassen von Braunschweig ein. Es roch nach den Lohgerberhöfen. An einer Straßenecke trat ein französischer Soldat aus einer erleuchteten Hausdiele, er hielt eine zappelnde Ente im Arm und wurde von einer Frau mit klagenden Scheltworten verfolgt. Johanna hörte ihn schallend lachen. Sie hielt das Buch „Croica“ fest in ihren Armen. Ihre Nerven waren aufs äußerste gespannt. Gleich würden sie beim „Schwesterchen“ sein!

\*

Philine Melchior holte die beiden auf der Poststation ab. Sie küßte die Schwester auf die Stirn und die Nichte auf den Mund. Ihr geschminkter Mund hatte Johanna in früheren Jahren immer wie süßer Honig geschmeckt. Sie erkannte den Geschmack sogleich wieder.

Das „Schwesterlein“ wohnte seit Jahrzehnten in dem hinter der Petrikirche gelegenen Eggertischen Hause. Im Erdgeschoß war eine Kolonialwarenhandlung, die wegen der schlechten Geschäftslage stillgelegt war, zumal da der Inhaber schon seit einem Jahr wegen unbotmäßigen Verhaltens zu Magdeburg im Gefängnis saß. Sie kamen an. Unten auf der „Dähle“ hing noch die riesige Waage, die Johanna als Kind entzückt hatte.

Zu Lebzeiten ihres Mannes hatte Philine den ganzen ersten Stock bewohnt; später hatte sie nur noch die nach der Gartenseite gelegenen Zimmer behalten. Ihr Wohnraum war groß, hoch, und sehr einfach ausgestattet. An den Wänden gab es ein paar Stiche, die George Melchior in seinen großen Rollen darstellten, darunter eine von Shadow aus dem Jahre 1795; Melchior als Egmont. Zwischen den Blumentöpfen am Fenster stand eine Büste, sie war das

einzigste, was im letzten Jahre neu hinzugekommen war. Ueberm Fortepiano hingen die vielen Silhouetten: Goethe, Schiller, Lessing, Wieland, Prinz Louis Ferdinand, und mitten in dem Kranz das Profilbild der Königin Luise.

Das erste, was Johanna der Tante vorzeigte, als sie beide allein beieinander saßen, war das Notenbuch; sie hatte es keinen Augenblick aus der Hand gelassen und noch gar nicht geöffnet. Rasch erzählte sie von der Begegnung im Postwagen und von der Verhaftung jenes Herrn. Kaum war sie mit ihrem Bericht zuende, rief Philine, die das Buch aufgeschlagen hatte:

„Georg Ludwig Korfes! Hier steht ja sein Name! Was hast du erlebt, Johanna! Er ist es! ... Und der Brief?“

Sie blätterte.

Da lag er. Er war noch nicht erbrochen. Sie betrachteten das Siegel. Es war nicht zu enträtseln — es schien, als sei mit einem Daumennagel gesiegelt worden. Die Blutspuren auf der Vorderseite waren noch zu erkennen.

„Und wer ist dieser Korfes?“ fragte Johanna gespannt.

„Du kennst ihn nicht?“ rief Philine. „Habe ich dir damals nicht von ihm erzählt? Korfes ist mein treuester Freund! In diesem letzten Jahr ist er fast täglich zu mir gekommen. Fast ist er mein Sohn, so wie du meine Tochter bist, Johanna aus Braute ... Aber das ist ja gar nicht die Hauptsache! Nein, meine Gefühle kommen überhaupt nicht in Betracht ... Verhaftet, sagst du? Was soll man tun? Laß mich nachdenken, Johanna!“

„Man muß ihn befreien!“

„Schon gut. Laß mich nachdenken. Befreien? Leicht gesagt. Ich könnte zum Maire von Münchhausen gehen, dann zur Präfectur ... oder nein, das ist besser: die Kötschau soll es vermitteln, eine Kollegin von mir, eine liederliche Person zwar, aber gutmütig und hilfsbereit; sie ist mit Meyronnet befreundet ...“

„Wer ist Meyronnet?“

„Freund und Vertrauter des Königs Jerome von Westfalen. Er weilt seit gestern in Braunschweig. Die Kötschau hat es mir zugeklüffert.“

„Was aber kann dein Korfes verbrochen haben?“ fragte Johanna ungeduldig. „Er sah nicht wie ein Verbrecher aus.“

Philine legte den Finger auf ihren Mund und flüsterte:

„Da beginnt das Geheimnis der Männer, von dem wir Frauen — mehr wissen als sie. Warte bis heute nacht, da sollst du alles hören. Neue Dinge und große Dinge! Deutschland — ist dir das schon ein Begriff? ... Nun, du wirst staunen!“

„Bei dir staune ich jedesmal“, sagte Johanna. „Was tun wir inzwischen mit dem Brief?“

Philine steckte ihn ihr in den Kleidausschnitt. „Dort trägt eine Jungfrau ihre Briefe“, flüsterte sie zärtlich.

\*

Man ging an diesem Tage früh schlafen. Johanna hatte ihr Bett in der Kammer des „Schwesterlein“. Also bekam sie das Geheimnis noch vor der Nacht erzählt.

Sie hatten die Vorhänge ihrer Betten zurückgeschlagen. Die Kerze flackerte hinter einem grünen Stoffschirm. Philine hielt den Kopf in die Hand gestützt. Als die Trommelwirbel zuende gingen, begann sie.

Rämlisch: In Norddeutschland steht die Erhebung gegen Napoleon unmittelbar bevor. Die Stimmung in Stadt und Land ist herrlich, vor allem bei der einfachen Bevölkerung.

„Bei uns ist davon nichts bekannt!“ warf Johanna ein.

Philine weiter: Friedrich Wilhelm, der abgesetzte Herzog von Braunschweig, weilt schon seit Wochen auf seiner Besitzung Dels in Schlesien; er konspiriert mit Oesterreich, er konspiriert mit Preußen, mit allen Teilnehmern. Vor einigen Tagen hat man in Tirol die Feuerzeichen auf den Bergen entflammt. Wir warten voll Spannung auf neue Nachrichten. Ein Oberst von Dörnberg rückt eben von Homburg aus gegen Kassel vor, um Jerome gefangenzunehmen. Noch fehlt der Bericht.

Kassel? Johanna dachte an Caspar ... Dann fragte sie Philine, ob Korfes ihr das alles erzählt habe.

Nichts! Nein, Korfes ist ein Grab. — Und mit dieser großen Sache, dem gemeinsamen Losschlagen also, wird der Brief zu tun haben. „Bekommt du jetzt Angst?“ fragte Philine.

„Wieso Angst?“

„Begen des Briefes. Hast du ihn noch?“





„VIEL EHRE STECKT IN  
**einem**  
 GLASE WEIN!“



Das wirklich Gute läßt sich eben durch die Menge nicht ersetzen!  
 Ein Glas alten, edlen Weins erweist dem Gast oft eine größere Ehre und gibt mehr Genuß und Anregung als manche Flasche eines billigen Sauerlings.

Auch der kultivierte Raucher wählt Qualität statt der Menge. Jedesmal *eine* Atikah statt *zwei* „billiger“ Cigaretten gibt mehr Genuß und befriedigt das Rauchbedürfnis ebenso: denn Atikah ist die besonders gehaltvolle Cigarette, deren feines, anregendes Aroma durch kein Mundstück beeinflusst wird.



**ATIKAH**

AUSLESE  
 Cigaretten

Selbstverständlich OHNE Mundstück

**6** PF



„Natürlich. Weiter!“

„Deffnen darfst du ihn nicht. — Nun, Korfes ist die rechte Hand des Herzogs, vielleicht sogar sein Kopf. Er ist die Hoffnung Norddeutschlands. Nur er darf den Brief öffnen. Er ist mehr, als du dir mit deinem hübschen Kopfe ausdenken kannst.“

„Wie so hübsch? ... Warum aber ist er nicht beim Herzog in Schlesien?“

„Es gibt für ihn noch andre Aufgaben. Die Franzosen kennen Ludwig Korfes, sie wissen auch, was er den Patrioten bedeutet. Er kam vor fünfzehn Jahren als junger Offizier in mein Haus, als George eben tot war. Er war so jung, und ich... kannte ihn. Genug davon. Auch die Franzosen kennen ihn. Sie beobachten ihn. Und jetzt haben sie ihn gefaßt!“

„Mitten im Notlesen“, nickte Johanna.

„Nun ja, beim Notlesen. Er las in der Croica, sie ist von Beethoven. Kennst du Beethoven schon? Rein? Er ist ein Kompositur aus Wien. Korfes sagt, daß er der größte Kompositur der Deutschen ist. Auch die Wiener sind Deutsche. Es gibt hochgebildete Menschen, die das nicht wahrhaben wollen. Auch du bist eine Deutsche in deinem Oldenburg, wo man noch nichts von einer Erhebung gehört hat. Weißt du das schon, daß du eine Deutsche bist?“

„Ich glaube es zu wissen“, sagte Johanna. Flüchtig dachte sie wieder an Caspar Cropp, der es offenbar nicht gewußt hatte...

Das „Schwesterlein“ erzählte weiter:

„Dieser Beethoven, Ludwig mit Vornamen, stammt übrigens aus Bonn. Er soll wie ein Spaniol aussehen, klein, schwarzhaarig, mit braunem Gesicht. Korfes hat ihn voriges Jahr, als er in Wien beim Erzherzog Johann zu tun hatte, aufgesucht. Damals sagte Beethoven zu ihm: Wenn ich nicht Musiker wäre, würde es mein glühendster Wunsch sein, mich mit Bonaparte zu messen! Es geht eine besondere Kraft von dieser Symphonie aus, das mußt du begreifen. Man überwindet alles, wenn man sie hört, sagt Korfes — alle Schmach, alle Traurigkeit, alle Unterdrückung, Armut und Leid und Zeit überwindet man, wenn man diese gewaltige Musik hört oder sich an sie erinnert. Gott hat sie den Deutschen geschenkt, sagt er, und Gott hat ihnen damit die Freiheit wiedergegeben, deren sie sich selbst durch eigene Schuld begeben hatten.“

Sie schweig, ihr Gesicht war im Schatten. Wieder klangen Trommeln aus der Ferne.

Dann fragte Johanna:

„Warum hast du mir von diesen Dingen nichts geschrieben, Schwesterlein?“

„O, schreiben durste ich dir nichts, du! Alles ist ja geheim! Hast du den Brief bei dir?... Deffne ihn nicht, sei nicht neugierig. Und jetzt wollen wir schlafen. Ueberhöre das Getrommel! Das ist das große Mittel, uns einzuschüchtern. Warte für die Ohren liegt auf deinem Nachttischen.“

Philine blies die Kerze aus. Nach einer Weile fragte sie:

„Von Schill wirst du gehört haben, wie? — Rein? Auch mit ihm wird dein Brief zu tun haben. Schill ist ein tapferer Offizier, er hat sich bei Kolberg ausgezeichnet. Dafür hat man ihn nach Berlin berufen und ihm ein Husarenregiment anvertraut. Korfes traut zwar seinem Verstand nicht ganz — er glaubt, daß dieser Schill sich nicht bezähmen kann. Er sorgt sich etwas um ihn... Du, aber, Johanna, hast in dieser Nacht den Brief in deinem Bett, der das Signal für Korfes sein wird.“

„Und Korfes? Wohin mag man ihn gebracht haben?“

„Er ist es gewöhnt, von Zeit zu Zeit vor Gericht zu stehen. Und gefunden wird man auch diesmal nichts bei ihm haben. — Versuchen wir aber zu schlafen. Morgen zu Meyronnet. Gute Nacht, Johanna.“

„Gute Nacht, Schwesterlein.“

\*

Am folgenden Tag kamen sie gegen Mittag unverrichteter Sache zurück. Die Kötschau hatte bedauert, nichts tun zu können, denn der Oberst Meyronnet war in der Nacht plötzlich nach Magdeburg abgereist. Ein Mimosenstrauch, den er geschickt, stand bei ihr im Zimmer. Wenn er zurückkehre, werde sie sogleich etwas für Korfes unternehmen. „Diese zarten Blüten“, lächelte die Schauspielerin, „sind ein Zeichen, daß es bald sein wird.“

Nun, darauf wollten sie sich nicht verlassen und verabshiedeten sich rasch. In der hinteren Bräuderstraße folgte ihnen ein Herr, der sie einholte und grüßte. Johanna erkannte ihn sofort; es war jener Mann, der von Bremen bis Hannover mit ihnen im Postwagen gefahren war und in Hannover mit Korfes

gesprochen hatte, der „Freund von Philines Kunst“ also.

„Ich habe Sie auf hundert Schritt wiedererkannt, Demoiselle“, sagte er zu Johanna. Er lachte und seine Schneidezähne glitten hervor.

„Kennst du den Herrn?“ fragte Johanna das „Schwesterlein“ und blieb stehen.

Philine verneinte. Der Herr verbeugte sich tief und flüsterte in großem Ernst:

„Mein Name ist Frost, Doktor der Philosophie. Wenn Sie, wie ich vermute, die berühmte Hofschauspielerin Madame Melchior sind, so habe ich für Sie eine ausgezeichnete Neuigkeit. Eben bin ich auf dem Wege zu Ihnen, um meine Empfehlungen der Bremer und hannoverschen Freunde zu überreichen...“

„Welche Neuigkeit?“ fragte Philine.

„Es betrifft den Kapitän Korfes... ich möchte nicht gern auf der Gasse...“ Er sah sich um.

„Kommen Sie“, flüsterte Philine. Sie eilten.

„Er ist frei“, sagte Frost ernst, als sie die Tür des Salons hinter sich geschlossen hatten. „Ich habe seine Freilassung erwirkt. Es gelang mir trotz vieler...“

Philine trat mit einer plötzlichen Bewegung auf Johanna zu und umarmte sie. Johanna spürte ihre Augenwimpern am Ohr, sie ergriff ihre Hände und drückte sie.

Man setzte sich dann. Philine fragte:

„Weshalb hatte man ihn denn schon wieder verhaftet?“

Frost hob die Schultern, er wisse es nicht. Danach lächelte er höhnisch. „Man hat ja nichts bei ihm gefunden, selbstverständlich. So dumm ist kein erwachsener Mensch.“

„Wo hält er sich jetzt auf? Weshalb kommt er nicht?“

„Liebe gnädige Frau, das darf er nicht!“ versetzte Frost mit höflichem Bedauern. „Der Kapitän hat sich sofort in seine Wohnung begeben, dort einiges geordnet und schon nach einer Stunde eine neue Wohnung bezogen. Alles auf meinen Rat. Ich kenne die Franzosen ein wenig, ich hatte schon mehr mit ihnen zu tun, als mir lieb ist.“ Nach einer Pause richtete er die Augen zum Fortepiano hinüber und fragte: „Ich sehe, daß Sie, verehrte gnädige Frau, kein Exemplar der... wie war doch der Name... ein Notenheft von ihm dort stehen haben, und erlaube mir die Frage — und es ist für den Kapitän, und nicht für ihn allein, die allerwichtigste Frage, die es im Augenblick überhaupt gibt —: Haben Sie einen Brief darin gefunden?“ Er wandte sich Johanna zu.

„Diese Frage gilt Ihnen, Demoiselle Luerßen. Der Kapitän...“

„Ich habe den Brief gefunden“, sagte Johanna. „Wenn... Sie wirklich Herr Dr. Frost sind.“ Sie sah ihn gespannt an.

Der Herr atmete tief auf, er sah Philine mit einem vielsagenden Blick in die Augen und sagte leise und feierlich:

„Gott sei Dank!“ Dann stand er auf und schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab.

Nach einer Weile fragte Philine:

„Ist das Korfes' Hauptföge gewesen?“

„Ja. Neben der Sorge um Ihr Wohlergehen und um die Sicherheit dieser jungen Dame, die er spontan mit einer so gefährlichen Aufgabe betraut hatte. Und seine zweite Sorge ist nun, den Brief so rasch wie nur möglich zu bekommen, damit er ihn lesen kann.“

Johanna erschrak und dachte: Ich soll ihn herausgeben! Ist soll ihn an diesen Frost herausgeben!... Und die Worte Péauliers fielen ihr ein: „Merken Sie sich diesen schauerhaften Namen.“ Sie überlegte rasch, was zu tun sei, und hörte Philine sagen:

„Der Brief ist ganz unerlegt... so neugierig sind wir Frauenzimmer nicht.“

Philine hatte inzwischen in den Empfehlungsbriefen gelesen, die Frost ihr unterm Sprechen überreicht hatte — jetzt gab sie die Briefe zurück und sagte erkreut:

„Wir haben eine ganze Reihe gemeinsamer Freunde, Herr Doktor Frost.“

„Sehr wohl. Lauter liebe Menschen, die jetzt — ob es die Welschen erlauben oder nicht — in einem Bund der Tugend leben und wahrhafte Patrioten sind.“ Er steckte die Briefe ein und flüsterte wie in Eile: „Nun darf ich Sie noch um Korfes' Brief bitten.“

Johanna sah auf. Er blickte sie höflich und bittend an... sein Blick wurde sklavisch.

Sie konnte nicht sprechen, als ob sein Blick sie verhext hätte. Noch hörte sie Philine wie durch eine Wand, ganz aus der Ferne, sagen: „Dreh dich um, Kind, und zieh ihn aus seinem Versteck!“

Plötzlich hatte sie die Macht über sich zurückerlangt und stieß hervor:

„Ich... werde diesen Brief nicht herausgeben...“

Frost machte erstaunte Augen und wich einen Schritt zurück. „Nicht geben?“ flüsterte er.

„Rein“, sagte Johanna. „Ich stelle Ihnen jetzt eine Frage, Herr Frost: Wie konnte Herr Korfes wissen, daß ich... daß meine Mutter und ich zu Frau Melchior fahren würden?“

„Sehr einfach“, entgegnete Frost. „Ich habe es ihm berichtet. Ihre Frau Mutter war so liebenswürdig, es mir zu erzählen... Seien Sie doch nicht mißtrauisch gegen mich, Demoiselle! Ich verdiene es nicht!“

„Gut. Aber wer hat Ihnen überhaupt von dem Brief erzählt? Sie wußten doch nichts von einem Brief!“

„Liebe junge Dame, wir erwarteten ihn doch!“ rief Frost verzweifelt. „Jeden Tag haben wir auf der Lauer gelegen. Von Tag zu Tag sagte der Kapitän zu mir: Heute muß er kommen! Ich... ausgerechnet ich sollte nichts davon wissen! Ich bitte Sie! Ich habe überdies den Boten in der Tür des Gasthauses in Hannover gesehen und wußte genau, daß er der lang erwartete Bote war und daß er den Brief nicht im Gasthof übergeben würde, sondern lieber auf freier Chaussee... ahnte aber auch, daß es dort ebenso schwierig sein würde. Schwierig ist es nur hier nicht, im Zimmer der Madame Melchior, denn hier gibt es keine Spione.“ Er lachte, als habe er einen gelungenen Scherz gemacht. Dann fuhr er fort: „Und wenn Sie es, als ein junges und wißbegieriges Mädchen, ganz genau erfahren wollen, so will ich es ihnen ver-raten.“ Er trat vor und flüsterte kaum hörbar, aber mit siegesgewisser Miene: „Der Kapitän gab mir einen sehr, sehr herzlichen Gruß an Sie mit. Er bittet Sie, mir den Brief sofort auszuhändigen. Er wird Ihnen diesen Liebesdienst nie vergessen und Sie recht bald besuchen!...“

Johanna antwortete nicht. Philine, die kein Auge von ihr gelassen hatte, fragte beunruhigt:

„Was ist mit dir, Hanna? Warum willst du nicht?... Wie blaß du bist!“

„Ich übergebe ihn nur Herrn Korfes selbst“, versetzte Johanna langsam.

„So verstehen Sie doch!“ rief Frost gekränkt. „Er kann nicht kommen! Es ist um seiner Sicherheit willen unmöglich! Und hinführen in seine neue Wohnung kann ich Sie auch nicht, weil wir ja alle beobachtet werden. Ich selbst darf ihn auch nicht auffuchen, eine vertrauenswürdige Mittelsperson trägt ihm heute abend den Brief zu...“ Er wandte sich wieder an Philine, hob seine Hand und sagte: „Es kann nicht sein, verehrte Madame Melchior, daß unsere große Sache durch die Starrsinnigkeit einer jungen Dame Schaden erleidet... Ist sie denn in ihn verliebt? So sprechen Sie doch bitte mit ihr! Erteilen Sie ihr den Befehl, den Brief herauszugeben. Ich habe zwar andere Mittel, ihn zu bekommen... Finden Sie nicht, daß sich die junge Dame durch ihr Verhalten außerordentlich verdächtig macht?“

„Nichts da!“ sagte Philine. Sie erhob sich, trat zu Johanna, legte ihr den Arm um den Hals und führte sie ans andere Ende des Zimmers. Sie flüsterten. Johanna sagte:

„Später will ich dir alles genau erklären, Schwesterlein, denn recht habe ich bestimmt.“

Sie löste sich aus Philines Arm und verließ das Zimmer.

\*

Sie ging in die Küche und setzte sich auf einen Schemel. Eine Weile saß sie ganz müde und abwesend da und sah und hörte nichts. Die Köchin Amalie zerschnitt rote Rüben und führte mit Mutter Luerßen ein lebhaftes Gespräch auf Plattdeutsch.

Plötzlich trommelte Johanna mit den Füßen gegen den Boden. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen.

„Hör doch auf!“ sagte die Mutter. „Du machst uns nervös!“

„Gib mir eine Handvoll Kaffeebohnen, Amalie“, bat Johanna.

„So steit dat mit ihr?“ sagte die Köchin und brachte ihr eine Handvoll.

„Eine schreckliche Unsitte“, klagte die Mutter. „Kein erwachsener Mensch ißt Kaffeebohnen!“

„Gutes Gegengift“, murmelte Johanna. Sie tat einige Bohnen in den Mund und zerkaute sie.

Amalie, die zu den roten Rüben zurückgekehrt war, bemerkte dazu:

„De junge Deerns hebbt noch Füer in sid, un wer noch Füer in sid hät, de schall dr ot van profitieren.“

„Feuer?“ kopfschüttelte Frau Luerßen. „Alldings, davon hat sie genug!“

(Fortsetzung folgt.)



Parfum **TOSCA** Eau de Cologne  
 Creme · Puder · Seife · Brillantine · Haarwasser



"4711" Rheingold  
 Parfum  
 Eau de Cologne



"4711" Lavendel-  
 Wasser



**Nº 4711.**



Ein Bote  
 der Freude

M 1.15, 1.90, 2.85

M 1.35, 2.20, 3.30



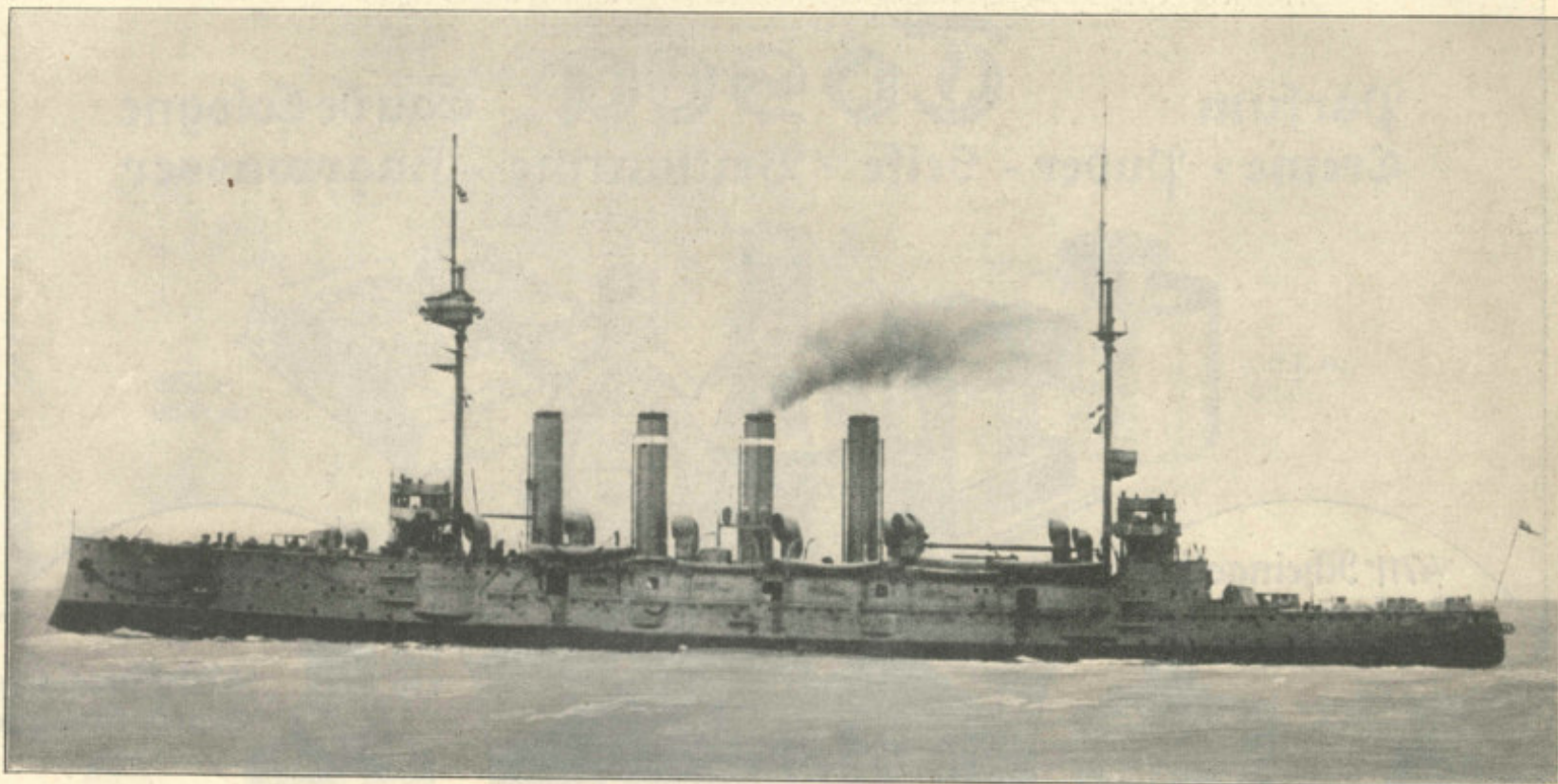
M 4.-, 6.50, 9.75

Je nach Wahl  
 M 1.50 bis 3.55



**Echt Kölnisch Wasser**





Der englische Kreuzer „Hampshire“, mit dem Lord Kitchener im Juni 1916 unterging. Noch heute liegen in seinem Wrack etwa zehn Millionen Pfund in gemünztem Golde.

# Lord Kitcheners Tod

Das Geheimnis des Kreuzers „Hampshire“, der 1916 mit dem englischen Feldmarschall auf der Fahrt nach Rußland unterging

Fortsetzung und Schluß

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Siebzehn Jahre lang ruht die „Hampshire“, die während des Weltkrieges mit Lord Kitchener an Bord unterging, bereits auf dem Meeresgrunde bei den Orkneyinseln. Zahlreiche Legenden haben sich um Englands großen Feldmarschall gewoben, die behaupten, daß Lord Kitchener noch lebe und eines Tages zurückkehren würde. Noch mehr Legenden fast spinnen sich aber um den mit ihm untergegangenen riesigen Goldschatz, den er auf der „Hampshire“ nach Rußland bringen wollte. Wie man unter unfählichen Schwierigkeiten versucht hat, diesen Schatz zu heben, erzählt der Taucher Whitefield, der mit den Tauchern Costello und Courtney zusammen arbeitete.

Schließlich liefen wir wieder aus. Die See war etwas ruhiger geworden. Aber immer noch tobte die Nordwestflut, die uns entgegenkam, gewaltig. Es war Nacht, als wir an der Stelle ankamen, an der das Wrack lag. Die See wurde ganz ruhig.

Ich machte mich mit Costello zusammen fertig, wir wollten jetzt den Bauch des Schiffes aufschneiden, um das Gold zu suchen. Sauerstoffflaschen und Preßluftschläuche lagen im Scheinwerferlicht auf dem Deck herum. Die Mannschaft schleppte die großen Schutzglocken an, die notwendig sind, um mit Schneidbrennern unter Wasser arbeiten zu können.

Das geht so vor sich: Der Schneidbrenner wird in die Schutzglocken durch wasserdichte Dichtungen hineingeführt, und wir pressen durch die Preßluftschläuche so viel Luft in diese Schutzglocken, daß das Wasser aus ihnen herausgetrieben wird. Dann wer-

den die Schutzglocken an die Stellen des Wracks gebracht, die aufgeschnitten werden sollen. Noch mehr Preßluft wird in die Glocken hineingepumpt, so daß auch das Wasser an der Schneidstelle verdrängt wird, und erst dann können die Flammen des Schneidbrenners gegen das Eisen schlagen.

Wir gingen hinab. Unten wogte noch eine mächtige Dünung; wir pendelten zunächst hilflos hin und her. Wir kamen an das Wrack und hatten Mühe, uns zu halten, weil das Schiff schräg im Wasser lag. Aber wir kamen schließlich zurecht. Die Schutzglocken funktionierten. Die Preßluft fuhr mächtig in das Wasser hinein. Der luftgefüllte Raum unter den Glocken entstand, so wie es sein mußte. Nach halbstündiger Arbeit war es uns tatsächlich gelungen, die mächtigen Panzerplatten anzuschneiden. Wir sahen unsere Arbeit schon von vollem Erfolg gekrönt, als plötzlich die Flammen der Schneidbrenner erloschen und die Schutzglocken anfangen zu pendeln.

Da oben mußte Sturm aufgekommen sein. Die Preßluftschläuche waren in mächtige Schwingungen geraten und hatten die Schutzglocken in Bewegung gesetzt. Das Wasser war wieder eingedrungen und hatte die Flammen verlöscht. Wir brachten die Apparate zurück an ihren Platz, und eben brannten die Flammen wieder, da wurde ich mit unwiderstehlicher Gewalt von meinem Arbeitsplatz weggetrieben. Ich schwebte im Wasser. Ich machte einen letzten Versuch, mich an dem Wrack zu halten, aber in dem Schlick und Schlamm wurde ich trotz meiner stählernen Arme, die gut zu fassen vermögen, weggetrieben.

Meine stählernen Arme! Wir hatten die modernsten Taucherrüstungen, die es überhaupt auf dieser Welt gibt, zur Verfügung. An den Stümpfen unserer Arme ragten Verlängerungen hervor, die wie eine ganze Anzahl von Werkzeugen fest eingebaut waren. Durch Gestänge und Spindeln, die, sinnreich konstruiert, mit jeder Hand zu bewegen und zu handhaben waren, konnte jedes einzelne Werkzeug so betätigt werden, als ob wir es direkt in der Hand hielten. Schwer war für uns nur die Last des Zündapparates, den wir auf dem Rücken trugen und den wir brauchten, um die Stichflammen des Schneidbrenners unter Wasser zur Entzündung zu bringen.

Die kommenden Tage waren für uns schwer. Ich weiß nicht genau, ob es vier oder fünf Tage waren, jedenfalls kommt es mir jetzt in der Erinnerung so vor, als ob wir ein volles Jahr an dieser verfluchten Stelle gelegen und versucht hätten, mit den Schneidbrennern Eingang in den mit Gold gefüllten Bauch des Schiffes zu erlangen.

Es war gefährlich! Der Sturm, der nun ununterbrochen herrschte, erschwerte die Arbeit auf das ungeheuerlichste. Es kam mehrfach vor, daß Costello und ich durch die Wellen gegeneinander geworfen wurden, und wenn das geschah, dann stand mir jedesmal das Herz still vor Schrecken, denn es mußte unser Tod sein, wenn durch den Anprall die Luftschläuche beschädigt würden. Einmal war es so, daß sich alle die Taue, die zu uns herunterführten, die Hebetaue, die Preßluftschläuche, unsere Luftschläuche und die Taue, die diese Schläuche hielten, ineinander verfi- gen zu



# NOCTURNO

*Mousson*

*Ein Duft  
festlicher  
Abendstunden!*



NOCTURNO-PARFUM  NOCTURNO-SEIFE  NOCTURNO-LOTION  
NOCTURNO-KÖLNISCH-WASSER



einem unentwirrbaren Knäuel, und als das geschehen war, und als ich die Signalleine gezogen hatte, da wartete ich mit ungeheurer Spannung darauf, ob das Signal wohl angekommen war.

Das Signal war nicht angekommen. Denn auch die Signalleine hatte sich in dem ganzen Buß der Schlingen festgefangen. Das Telefon funktionierte auch nicht mehr. Aber nach kurzer Zeit merkte unser Taucher an Bord des Schiffes, wie er uns nachher erzählte, daß bei uns da unten etwas nicht in Ordnung war, und dann zogen sie uns hoch. Ich kam nach oben mit dem Kopf nach unten. Während ich hochgezogen wurde, pendelte ich mehrfach gegen meinen Kameraden; ich war halb bewußtlos, denn auch die Luftzufuhr funktionierte nicht mehr, und zu guter Letzt schlug ich noch hart gegen die Wand unseres eigenen Schiffes. Ich kam wieder zur Besinnung in der Dekompressionskammer und schwur mir, nicht noch einmal in die Tiefe zu diesem gottverfluchten Brack hinunterzusteigen.

Am nächsten Tage hatte ich selbstverständlich meinen Schwur vergessen. Dann aber erneuerte ich den Schwur, denn wir konnten nur zehn Minuten unten bleiben. Der Sturm hatte die Wasser tief unten so aufgewühlt, daß überhaupt nichts mehr zu sehen war. Das ganze Brack war eingehüllt in eine tief-schwarze Schlammmasse.

Es war die Hölle! Nach kurzer Zeit gab Costello das Zeichen, daß man uns hochziehen möge. Als er an Bord stand, und als man ihm den Taucherkhelm abgenommen hatte, da erklärte er: „So geht das nicht!“ Und dann ließ er den erschrockenen und fast verzweifelt Kapitän stehen, ging in die Kabine, schloß sich ein, und kam erst nach einer Stunde wieder zum Vorschein.

Dann aber trommelte er uns alle in den Salon und sagte:

„Wir müssen Sprengen!“

Ich wußte genau, was das bedeutete. Auch der Kapitän schien es zu wissen. Das ist eine sehr riskante Sache — bei einem Kriegsschiff. Es kann schließlich so kommen, daß ganze Munitionskammern in die Luft fliegen, daß sich die Lage des Schiffes dadurch so verändert, daß alle Arbeit noch viel schwerer wird; es kann so kommen, daß der ganze Bauch des Schiffes durch die Explosion der ungeheuren Munitionsmengen, die innen liegen, auseinandergerissen wird und daß dann überhaupt nichts mehr zu machen ist, weil die Gegenstände, auf die es ankommt, also in diesem Falle die Tresore, rettungslos in dem grundlosen Schlamm des Meeresbodens verschwinden.

Der Kapitän hatte insofern seine Bedenken. Wir haben wohl zwei Stunden hin- und hergeredet, aber Costello beendete die Debatte mit der festen Erklärung, daß er sein Leben nicht mehr durch die Arbeit mit den Schneidbrennern aufs Spiel zu setzen wünsche. Da war der Kapitän still. Er dachte eine kleine Weile nach, dann sagte er grimmig: „Nacht, was ihr wollt, aber holt mir das Gold!“

„All right!“ sagte Costello, und dann machten wir uns wieder fertig. Es war Abend geworden. Die See war vielleicht noch schwerer als an den Tagen vorher. Wir nahmen diesmal zwei große starke Scheinwerfer mit in die Tiefe, ließen dafür aber die Schneidbrenner und insofern auch die elektrischen Zündapparate und die Preßluftschläuche oben. Die Dynamitpatronen, verflucht große Dinger, befestigten wir sorgfältig, nachdem wir die Sicherungen geprüft hatten, an unserem Gürtel, und ich schickte ein kleines, aber kräftiges Stoßgebet zum Himmel, als wir hinabgingen. Wir hatten ein wenig Glück, denn wir kamen direkt an der Stelle, die wir bisher angebohrt hatten, unten am Brack an. Wir hatten eine Stunde zu tun, um uns erst einmal in der starken Dünung der Wasser da unten einen Halt zu sichern. Aber dann gelang es uns, so weit mit unseren Armen in den Bauch des Schiffes hineinzukommen, daß die Sprengpatronen ihren festen Halt hatten. Dann stachen wir die Sicherungen aus. Und als wir beide so weit waren, kam Costello mit seinem stählernen Arm, den das Scheinwerferlicht anstrahlte, an meinen Kopf heran und schlug dreimal mit seinen stählernen langen Fingern an die Haube meiner Taucherrüstung. Das war das zwischen uns vereinbarte Signal, daß wir die Zeitgelder der Bomben auslösen sollten. Jetzt hatten wir sechs Stunden Zeit.

Sollte etwa einer von diesen Zündern auf die Idee kommen, nicht richtig zu funktionieren, sondern vorher loszugehen? Dann blieb den Leuten auf dem

Schiff nichts anderes übrig, als für uns, die wir dann unseren Platz auf dieser Welt gehabt hatten, ein kleines Gebet zum Himmel zu schicken. Aber es war schließlich nicht das erstemal, daß Costello und ich, jeder an seinem Platz, mit Sprengbomben unter Wasser gearbeitet hatten. Noch immer war das gut gegangen. Auch diesmal funktionierte alles.

Als wir an Deck waren, ließ der Kapitän schnell die Anker winden, und dann ging es mit Wasserdampf von der nun gefährlichen Stelle ab. Ein ganzes Ende weit entfernt legten wir uns hin und dampften, um uns zu halten, langsam gegen die schwere Dünung an. Dann, genau zu der Zeit, die wir errechnet hatten, sahen wir an der Stelle, unter der das Brack lag, zunächst nur eine sich unheimlich trübende und kräuselnde Wasseroberfläche, dann schoß eine kleine Säule Wassers zum Himmel. Dann geschah etwas, das uns allen außerordentlich unangenehm war. Ueber das Wasser weg, direkt auf uns zu, mit klar erkennbarer Laufbahn, schoß ein Torpedo auf uns los. Ich sah es zuerst und schrie: „Ruder hart backbord.“ Und der Kapitän, der in derselben Sekunde, in der ich schrie, auch die Gefahr erkannt hatte, brüllte weiter: „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!“ Und ich schwöre, daß es nicht mehr als zehn Meter gewesen sind, die dieses Torpedo hinter unserem Heck hergeschossen kam.

Dieses Ding war aus dem Schlaf von über einem Jahrzehnt durch unsere Sprengbomben erwacht, vielleicht durch die Detonation in unsere Richtung geworfen worden. Vielleicht hatte auch seine Maschine so viel Kraft während der langen Jahre aufbewahrt, um zu einem letzten Lauf zu starten, der diejenigen Menschen ins Verderben reißen sollte, die da wagten, die Grabesruhe dieses schon unheimlich gewordenen alten Kriegsschiffes zu stören. Und das Torpedo war für uns eine Probe dessen, was in dem Bauch dieses Schiffes vielleicht auf uns Taucher noch warten sollte. Es ist eben etwas ganz anderes, ob man in den Leib eines harmlosen Passagierschiffes oder eines mit Granaten, Minen und Torpedos vollgeladenen Kriegsschiffes hineinsteigt.

Wir warteten noch eine Zeitlang, und dann gingen wir wieder an unsere alte Liegestelle oberhalb des Brackes. Es war ganz nett, was da oben alles herumschwamm. Holzstücke, ein halbzertrümmertes, umgeschlagenes Rettungsboot, auch Möbelstücke trieben sich in den Wellen herum. Ein Beweis, daß die Sprengung völlig geglückt sein mußte.

Mit großen Erwartungen schnallten Costello und ich uns die Rüstung um, und dann gingen wir hinunter in die Tiefe. Da klappte an der Wand des Schiffes ein großes Loch, und im stillen jubelte ich, denn nun konnte es keine großen Schwierigkeiten mehr geben, bis wir an das Gold, um dessen willen wir alle Gefahren bestanden hatten, gelangen würden. Aber vor der Öffnung schwebte jetzt die schweren eisernen Flaschenzüge der Bootsdavids hin und her und drohten, sich in unsere Schläuche und Taue zu verfangen. Aber wir nahmen diese Gefahr auf uns und stiegen in den Bauch des Schiffes hinein, und das war ein Augenblick, auf den wir lange gewartet hatten. Selbstverständlich hatten wir Scheinwerfer mitgenommen. Wir standen in einem Batteriedeck. Links von mir ragte ein schweres Gefäß senkrecht gegen den Himmel. Das Rohr zitterte leise hin und her. Sein Halt, in dem es lag, war wohl beschädigt. Ich konnte mir ausmalen, was geschehen müsse, wenn dieses Rohr auf mich herabstürzen würde.

Costello und ich, wir standen dicht nebeneinander, wir suchten uns zu orientieren. Im Bauch des Schiffes war der Teufel los. Immerzu stürzte von irgendwoher, noch als Folge der vor einigen Stunden erfolgten Explosion, eine Panzerplatte in die Tiefe, immer noch schoß plötzlich ein Gegenstand dicht an uns vorbei, eine Granate, einmal, so schien es, ein Torpedo, einmal, das habe ich deutlich erkannt, stieg aus der Tiefe des Schiffes ein Klavier in die Höhe. Wir standen in einem gefährlich aussehenden grünlichen Halbdunkel. Nach etwa zehn Minuten zitterte das Schiff leicht. Irgendwo hatte eine Explosion getracht. Wir ließen uns durch nichts abhalten.

Costello hatte die Skizze des Schiffes genau im Kopf, er arbeitete sich voran, ich hinter ihm her. Unser Ziel war die Kapitänskajüte, in der man die Tresore, in der das Gold aufbewahrt wurde, untergebracht hatte.

Wir kamen an eine Treppe. Sie war noch heil und führte nach oben und damit in die Gegend der

Kapitänskajüte. Costello stieg als erster hinauf, und als er auf der Hälfte der Treppe war, kam eine Unmenge von Gerümpel, darunter wieder Granaten, auf ihn nieder. Er schwebte einen Augenblick zwischen Tod und Leben. Ich glaubte sicher, daß es jetzt mit ihm aus sei, denn es schien so, als ob diese schweren Gegenstände seine Rüstung zerdrücken und seine Luftschläuche abschneiden würden. Er hatte Glück, er schwebte langsam durch das Wasser auf mich zu und landete wieder dicht neben mir. Wir gingen etwas zurück und suchten einen anderen Weg.

Immerzu schwebten wie Gespenster lautlos und in den unwahrscheinlichsten Konturen Dinge an uns vorbei, deren Umfang wir nicht erkennen konnten. Wir fanden nach langem Suchen eine Tür, durch die wir weiterkommen mußten. Die Tür war geschlossen, es gelang mir, sie mit meinen Werkzeugen zu öffnen.

Und was nun geschah, als ich die Tür geöffnet hatte, das werde ich nie vergessen. Vor uns lag im Licht der Scheinwerfer ein großer Raum. Ich weiß nicht, was das für ein Raum gewesen sein kann, ich habe nicht darüber nachgedacht. Aber durch die Öffnung der Tür entstand im Wasser eine Strömung, die uns entgegentrieb. Und durch die Öffnung zog langsam ein toter Soldat an uns vorbei. Wir hatten für diesen Tag genug. Wir stiegen aus dem Brack und ließen uns hochziehen.

Sechszwanzigmal, an siebzehn nacheinander folgenden Tagen, sind wir in dieser Weise in die Tiefe gestiegen. Einige Male kam auch Courtney mit, der für die letzte Arbeit aufgespart werden sollte, und nach sechszwanzigmaligem Tauchen, bei dem uns jedesmal der Tod im Genick saß, stellten wir dann schließlich die Lage der Kapitänskajüte fest und legten durch Stricke, die wir spannten, den Weg zu dieser Kajüte und damit den Weg zum Golde sicher. Wir mußten auf diesem Wege immer durch einen großen Raum, der völlig angefüllt war mit Trümmern von Geschützen und Maschinen. Und dieser Weg war der gefährlichste von allen Pfaden, die durch das Brack führten, denn immerzu drohten die Maschinenteile auf uns herabzustürzen.

Dann kam der Tag, an dem wir alle drei hinuntergingen. Es war ein Freitag. Ich bin nie abergläubisch gewesen, ich habe immer gewußt, daß der Freitag mein Glückstag ist. In diesen Tagen gelangten wir zu dritt, ohne jede Störung, schneller, als wir erwartet hatten, in die Kapitänskajüte.

An der Wand der Kajüte standen elf Tresore. Zehn davon waren gewaltig groß und schwer und wohl zu dem Zwecke des Goldtransportes neu eingebaut worden. Der elfte, der augenscheinlich schon immer in dieser Kajüte gewesen war, war viel kleiner und leichter als die anderen. Ihm sollte unser erster Angriff gelten, so hatten wir ausgemacht.

Courtney, das sahen wir gleich, war wirklich in seinem Fach die ganz große Klasse, der er von seinen Kollegen zugeteilt wurde. Er hielt sich mit der linken Hand an dem kleinen Tresor fest und tastete ihn ab, dann hob er seinen rechten Arm in die Höhe, und das bedeutete in seiner Art, sich unter Wasser verständlich zu machen: „D. K.“ Dann warf er sich auf das Schloß, er stand eng an den Tresor geschmiegt da, während wir in seiner unmittelbaren Nähe warteten.

Es verging eine halbe Stunde. Und dann trat Courtney zurück, und mit seinen Hakenhänden zog er die Tür des Tresors mit sich. Dieser Tresor stand offen vor unseren Augen. Courtney ging wieder an ihn heran, er machte sich an den Fächern und kleineren Türen zu schaffen, die da noch vorhanden waren, dann ließ ich das Scheinwerferlicht von ganz nahe voll in den Tresor hineinstrahlen, und dann sahen wir zum erstenmal einen kleinen Teil der Schätze, die die „Hampshire“ bergen sollte, greifbar vor uns liegen.

Da lagen Goldbarren. Wir nahmen sie heraus. Mein Herz jubelte, wir packten das Gold in die metallenen Kästen, die wir zu diesem Zweck mit heruntergenommen hatten. Costello griff nach Papieren, die ebenfalls in dem Tresor lagen. Wir räumten ihn bis auf das Letzte aus und ließen nichts zurück. Wir gingen aus dem Brack und ließen uns hochziehen.

Die ganze Mannschaft stand an Deck und starrte auf uns, als wir heraufkamen, denn jeder Mann an Bord unseres Taucherschiffes wußte, daß wir, wenn alles gut ging, heute mit der ersten Beute nach oben kommen würden. Und als man uns die Helme abgenommen hatte, öffnete ich den Kasten, und der Kapitän und der Steuermann und der erste Offizier und



# Wer ein Auto kauft, dient der Nation und fördert sich selbst



Wie stolz darf der heute sein, der einem Mann zu fester Arbeit verhilft. Ganz gleichgültig ist es, ob er es direkt oder indirekt tut; die Hauptsache ist, daß ein Mann seine Arbeit bekommt.

Einen Wagen kaufen, heißt Arbeit geben; nur wenige Erzeugnisse verkörpern soviel Arbeitswert wie ein Automobil.

Die Belebung des Kraftwagenmarktes ist gleichbedeutend mit einer Entlastung des Arbeitsmarktes; denn in der Automobilherstellung kann man nicht einfach die Maschinen schneller laufen lassen, um mehr zu produzieren. Vielmehr spielt die handwerkliche Qualitätsarbeit — durch das in dieser Industrie im allgemeinen besonders ausgeprägte Verantwortungsbewußtsein zur Qualität — eine entsprechend große Rolle.

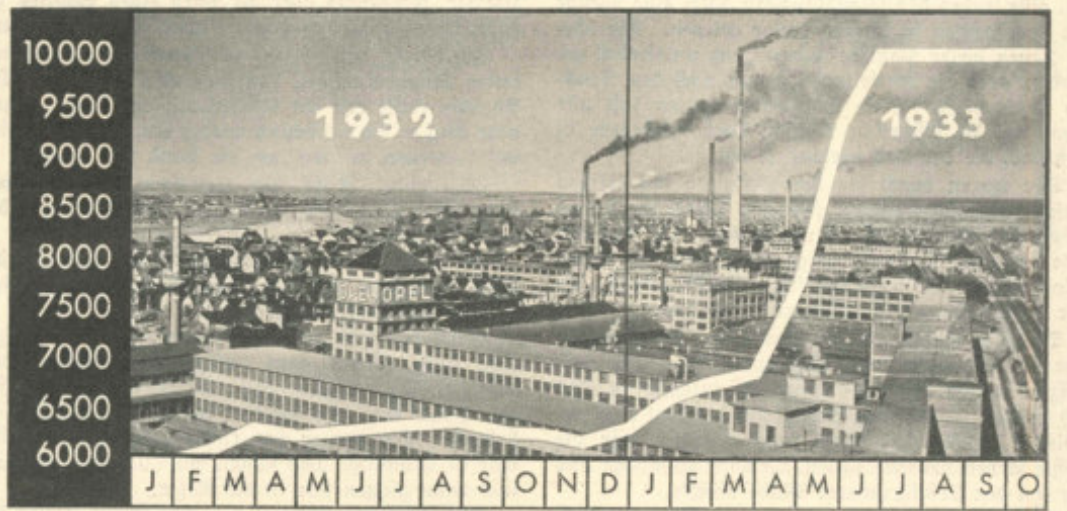
Die für die Automobilherstellung erforderlichen Rohstoffe werden, bis auf den verhältnismäßig geringen Anteil von Rohgummi, etwas Kupfer und Baumwolle, in Deutschland erzeugt; eine Förderung des Automobilbaues ist demnach gleichbedeutend mit der Belebung einer bedeutenden Anzahl anderer wichtiger Industriezweige, wie z. B. Eisen, Stahl, Holz, Glas, Lack, Stoffe, Leder, Leichtmetall und Zubehör.

Alle diese Betriebe haben schon für Sie gearbeitet, ehe Sie sich zum ersten Mal in Ihren eigenen Wagen setzen. Und nun, nachdem Sie Automobilbesitzer sind, stehen Ihnen die gewaltigen Organisationen zur Verfügung, die für den Automobilfahrer geschaffen wurden. Man denke an die Riesen-Organisation des Tankstellenwesens, an die weit verzweigten Kundendienststellen der einzelnen Fabriken, an das bereits begonnene gigantische Werk der Reichsautobahnen. Immer sorgt das lebendige Automobil für Leben — es nützt dem einzelnen wie der Gesamtheit. \* \* \*



**Die Frau am Steuer.** Autofahren macht der Frau ebensoviel Freude wie dem Mann. Tausende von Frauen haben schon ihren Führerschein und fahren ihren Wagen mit gleich großer Sicherheit und Geschicklichkeit. Autofahren zu lernen ist leichter, als viele annehmen.

Anzahl der Beschäftigten in Deutschlands größter Automobilfabrik



**Das Automobil schafft Arbeit.** Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Zahl der Arbeiter und Angestellten in diesem Werk von Anfang 1933 bis zum Juni dauernd gestiegen ist und seitdem rund 10000 beträgt. Diese Zahlen drücken jedoch noch nicht restlos die Steigerung der Beschäftigung aus, da in der gleichen Zeit, in der die Zahl der Beschäftigten um durchschnittlich 40% gestiegen ist, die Mehrleistung an Lohnstunden 104% beträgt. Es sind also nicht nur mehr Arbeiter eingestellt worden, sondern der einzelne Arbeiter hat auch weit mehr Lohnstunden leisten und dementsprechend mehr verdienen können als im Jahr 1932. Die Steuer- und Konsumkraft des einzelnen Arbeiters erfuhr dadurch die so erstrebenswerte Steigerung.

Ähnliche Erhöhungen der Beschäftigungsziffer zeigen die etwa 900 deutschen Lieferwerke dieser größten Automobilfabrik Deutschlands. — Mit der Herstellung deutscher Kraftfahrzeuge sind schätzungsweise 45000 Menschen beschäftigt. Außerdem finden in den Lieferstätten dieser Industrie, im Verkauf, bei der Pflege und Bedienung des Kraftfahrzeugs, der Herstellung von deutschen Kraftstoffen weitere 550000 Menschen Arbeit und Brot. Rechnet man die Familienangehörigen hinzu, so ergibt sich, daß heute in Deutschland rund 2 Millionen Menschen vom Kraftfahrzeug leben.

## Wer ein Auto sein eigen nennt,

erschließt sich und seiner Familie eine ganz neue Seite des Lebens. Das Auto ist ihnen allen Freund und Wohltäter.



Post, Bahn, Meer und alle Staats- wie Kommunal-Behörden sind in ihrer Tätigkeit vom Automobil abhängig. Das Kraftfahrzeug ist aus der Wirtschaft ebenso wenig hinwegzudenken wie Telefon, Telegraf, Radio, Luftverkehr, Eisenbahn oder Schifffahrt.

an ihren Freuden teilzunehmen.

Das Auto eint die ganze Familie, während andere Vergnügungen oft persönlicher und egoistischer Natur sind, anderer Sport Groß und Klein verschiedene Wege führt.

Das Auto fördert den Aufstieg in Beruf und Geschäft. Wer etwas zu verkaufen hat, kann größere Gebiete in kürzerer Zeit bearbeiten — bessere Arbeit schneller leisten.

Das Auto bringt allen Freude; Sie und Ihre Familie können sehen und genießen, was Ihnen sonst verschlossen bliebe.

Das Auto gibt dem Alter die schnelle Beweglichkeit und den Frohsinn der Jugend.

Das Auto gibt der Jugend die Möglichkeit, schneller u. sicherer im Leben voranzukommen.

Das Auto gibt den Kindern Gelegenheit, mit ihren Eltern fröhlich zusammenzusein und

Der Erwerb eines Autos ist keine selbstfüchtige Anschaffung, sondern dient der Fortentwicklung des einzelnen ebenso wie dem Fortschritt der Nation. Ein Auto ist kein Luxus; es ist eine Lebensnotwendigkeit, weil es uns hohen Lebenszielen näher bringt.

Das Leben wird nach Taten, nicht nach Tagen bemessen! Wer von denen, die heute Taten vollbringen, wollte versuchen, ohne Auto auszukommen? \* \* \*

## Autofahren ist keine Hexerei!

Glauben Sie nicht, es sei zu schwer für Sie, einen Wagen zu meistern. Einen Wagen selbst zu fahren, ist ebenso einfach wie angenehm. Wenn Sie die Absicht haben, sich im Lauf der nächsten Jahre einen Wagen anzuschaffen, senden wir Ihnen gern ein interessantes Buch vom Auto und Autofahren. Es ist kein Verkaufs-Katalog und preist keine bestimmte Marke an, sondern es behandelt grundlegende Fragen, über die jeder unterrichtet sein muß.



An die Adam Opel A. G., Rüsselsheim a. M.  
Abt. 12 Verkehrsfragen  
Bitte, senden Sie mir unverbindlich und kostenlos Ihr Buch „Das Automobil“.

NAME: \_\_\_\_\_

BERUF: \_\_\_\_\_

ANSCHRIFT: \_\_\_\_\_

Für Deutschlands Fortschritt, für Deutschlands Verkehrsentwicklung!



die ganze Mannschaft bis auf den Schiffsjungen drängten sich schweigend heran. Alle stierten auf den Schiffsboden, auf dem der Kasten stand und aus dem uns, nachdem ich den Deckel geöffnet hatte, das Gold entgegenleuchtete. Wir schätzten gleich an Deck die Beute ab, wir hatten gut und gern Goldbarren im Werte von 10000 Pfund geborgen. Erst später, nachdem wir uns erholt hatten und alle um den runden Tisch in der Kapitänskajüte saßen, sahen wir uns die Papiere an, die Costello mit herausgenommen hatte.

Zuerst waren da die Signalbücher. Der Tresor war nicht wasserdicht gewesen. Das Wasser hatte die festgebundenen Titel dieser Signalbücher fest aufeinander gepreßt. Die Blätter der Bücher waren infolgedessen vom Meerwasser völlig unversehrt geblieben, aber außer den Signalbüchern hatte eine Menge von Dokumenten in diesem Tresor gelegen. Die oberen Lagen dieser Papiere waren ganz unleserlich geworden, aber die Mittellagen waren nach dem Trocknen gut lesbar. Diese Dokumente hatten fast alle Bezug auf die historische Mission Lord Kitcheners in Rußland, die der Tod verhindert hat.

Wir waren durch die der Öffnung des kleinen Tresors vorangegangenen siebzehn Tauchtage so erschöpft, daß wir eine Pause verlangten. Der Kapitän legte sie gern ein, denn die ganzen Kosten der Expedition waren nun natürlich schon längst gedeckt. Es war sogar schon ein Gewinn zu verzeichnen.

Der Alte lichtete also die Anker, und der Dampfer fuhr in den Hafen von Stromness ein. Der erste Offizier versammelte die ganze Mannschaft an Deck und schärfte ihr ein, daß Schweigsamkeit jetzt eine unbedingte Pflicht sei, damit uns, nachdem wir die größte Arbeit geleistet hatten, niemand zuvorkam und uns um den Erfolg unserer Mühe brachte.

Wir blieben drei Tage im Hafen. Ich war glücklich, wieder Land unter den Füßen zu haben, und erholte mich, ebenso wie meine beiden anderen Kameraden, in diesen drei Tagen ausgezeichnet.

Auf See tobte in diesen Tagen ein wilder Sturm. Aber als wir am vierten Tage wieder ausliefen, hatte sich das Wetter verlaufen, die See war fast ruhig. Wir hatten ein gutes Gefühl, als wir uns unserer Liegestelle näherten, denn es konnte sich jetzt nur um Tage handeln, bis wir den ganzen Schatz geborgen hatten.

Wir gingen wieder zu dritt hinunter. Als wir im Braak ankamen, schlug uns eine böse Enttäuschung entgegen. Der Sturm hatte ungeheure Mengen von Schlamm und Schlick in das Innere des Schiffes hineingepreßt. Wir brauchten wieder Tage, um den Weg zur Kapitänskajüte freizulegen, und dann mußten wir zu unserem allergrößten Schrecken feststellen, daß die Tresore inmitten einer fast undurchdringlichen Masse von Schlamm standen. Jetzt hatten wir wieder tagelang zu tun, um mit den großen Feuerlöschschläuchen Wasser auf die Tresore zu sprengen, um sie vom Schlamm zu befreien.

Wir änderten jetzt unsere Arbeitseinteilung, gingen vorläufig nicht zu dritt hinab, sondern immer möglichst zu zweit, damit sich in der Zwischenzeit, wenn niemand unten war, nicht wieder Schlamm in Mengen ansehen konnte.

Da aber verlor der Kapitän seine Nerven. Es war an Bord eine böse, gereizte Stimmung, die der Alte nicht hätte einreißen lassen sollen. Jeder sehnte sich nach der Beendigung dieses mit ungeheuren Strapazen verbundenen Unternehmens. Es war auch für die Mannschaft keine Kleinigkeit, auf einem Schiff zu arbeiten, das bei schlechtem Wetter in dieser rauen See vor Anker liegen mußte.

So schlug der Kapitän Courtney vor, der von der Öffnung von Tresoren am meisten verstand, die Tresore kurzerhand zu sprengen.

Courtney weigerte sich, und wir beiden Taucher standen ihm bei. Es war doch schließlich so, daß wir die Hauptarbeit des ganzen Unternehmens zu tragen hatten, wir waren die einzigen, die täglich, ja stündlich ihr Leben aufs Spiel setzen, und wenn wir unsere Nerven zusammenhielten, dann konnten wir das auch vom Kapitän, den Offizieren und der Mannschaft verlangen.

Wenn Courtney jetzt die Tresore sprengte, dann stand nur eine geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir dann leichter an das Gold herankämen. Sehr groß aber war die Möglichkeit, daß die Tresore aus der Wand, in die sie eingebaut waren, herausgerissen und in die Tiefe des Schiffes geschleudert wurden, wo sie wahrscheinlich in Schlamm und Schlick versanken. Vielleicht könnten wir sie dann überhaupt nicht wiederfinden und hatten den Lohn unserer Arbeit durch eine leichtsinnige Tat endgültig aufs Spiel gesetzt.

Der Alte war durch Courtneys Weigerung, die Tresore zu sprengen, betroffen. Aber Courtney sagte ihm:

„Weder Sie noch ich haben ein Interesse daran, das Gold in den Schlamm zu jagen. Unser aller Anteil richtet sich nach der Masse des von uns geförderten Goldes. Lieber bleibe ich noch vier Wochen länger vor diesen scheußlichen Orkneyinseln liegen, als daß wir jetzt alles zunichte machen.“

Der Kapitän brauste auf und sagte, daß er die ganze Sache satt habe. Er war tatsächlich nicht mehr Herr seiner Nerven. Der Anblick des Goldes hatte ihn verrückt gemacht. Da wurde Courtney böse, er stand auf und sagte dem Kapitän klipp und klar, daß er ihn für ein Baby halte, das in irgendein Kinderzimmer, keinesfalls aber an Bord eines Schiffes gehöre, dessen Führung einen ganzen Mann erfordere.

Ich dachte, daß es jetzt zu schweren Handgreiflichkeiten kommen müßte, das Gegenteil trat ein. Der Kapitän rollte erst ein bißchen mit den Augen, dann aber fing er sich tatsächlich wieder ein, stand auf, ging auf Courtney zu, gab ihm die Hand und sagte:

„Sie haben Recht, Mr. Courtney, seien Sie mir nicht böse! Aber diese entsetzlichen Orkneyinseln haben es mir angetan.“

Da wurden wir alle sehr vergnügt, und als der Erste dann kam und sagte, daß das Barometer steige, wurden wir noch lustiger.

Denn das war ganz klar, wenn wir einen ganzen Tag lang einmal ganz ruhige See hatten, dann genügte dieser einzige Tag, um alles Gold, das sich im Braak der „Hampshire“ befand, nach oben zu bringen. Ein ganzer Tag ruhiges Wetter, und alles war in Ordnung. Das sagten wir auch dem Kapitän, und dann gingen wir in die Kajüte.

Und weiß der Himmel, als wir in der Frühe des nächsten Tages an Bord kommen, da lacht die Sonne.

Diese gutverdamnte See in der Nähe der Orkneyinseln liegt so ruhig vor uns wie der Golf von Neapel an einem Tage, an dem die Luft so still ist, daß die Rauchsäule des Besuchs dünn und senkrecht gegen den Himmel steigt.

Gab uns das Schicksal eine Chance? Wahrscheinlich ist in einem Jahrhundert dort oben auf den Orkneyinseln nicht ein so gutes und strahlend schönes Wetter gewesen wie an diesem Tage, an dem wir zum letzten Male auf den Grund des Meeres und in das Braak der „Hampshire“ gestiegen sind.

So schnell wie möglich machten wir uns fertig. Die Mannschaft lachte, schlug uns auf die Schultern und wünschte uns viel Glück. Und dann gingen wir hinab.

Ich stieg als letzter auf die Leiter, und es war ein schöner Anblick, wie sich die Sonne in den silberglänzenden Taucherrüstungen von Courtney und Costello brach.

Und dieser Tag, an dem wir zum letzten Male hinunterstiegen, trug das Datum: 24. April 1933.

Wir gingen also hinunter. Senkrecht tauchten wir hinab, das Wasser war völlig still. Ich jubelte innerlich. Der Kapitän hatte uns händeringend gebeten, ihm so oft wie möglich telefonisch Bescheid zu geben, und ich rief ihm zu, daß die Situation großartig sei.

Wir kamen in das Schiff. Ich rief ihm zu, daß alles in Ordnung sei.

Wir kamen an die Tresore. Ich rief hinauf, daß sie ohne Schlamm klar vor uns stünden. Dann schaltete ich die Scheinwerfer ein, damit Courtney besser arbeiten konnte. Das Wasser um uns herum rührte sich nicht. So gut hatten wir es hier unten noch nie gehabt.

Wir gingen sofort an zu arbeiten. Courtney zeigte uns die Stelle in den Tresoren rund um die Schloßer herum, die wir mit unseren Apparaten anbohren mußten. Wenn diese Löcher genügend tief waren, dann würde Courtney mit seinen Spezialhandwerkzeugen an die Reihe kommen, um die Türen endgültig aufzubrechen. Wir kamen gut zurecht.

Als wir etwa eine halbe Stunde gebohrt hatten, wurde ich plötzlich unruhig, denn das Wasser fing an, sich um mich herum zu bewegen. Ich wußte nicht, was geschehen sein konnte, und sah auf meine beiden Gefährten, die nichts zu merken schienen. Ich fragte durch das Telefon nach oben:

„Was ist los?“

Ich bekam keine Antwort. Ich schrie, ganz unruhig geworden:

„Was ist los?“

Und ich merkte schon an der Art, wie mein Ton in dem Telefon klang, daß mit der Telefonverbindung nach oben irgend etwas geschehen sein mußte.

Plötzlich kam es mir vor, als ob die Uhr in meinem Helm lauter tickte als bisher. Mit einemmal

hatte ich das entsetzlichste Gefühl, das ein Taucher überhaupt haben kann... es schien mir, als ob die Luftzuführung stoppte. Ich sah auf meine Gefährten und bemerkte plötzlich, wie sie die Hände von dem Tresor genommen hatten und starr und steif in dem von den Scheinwerfern grünlich erleuchteten Wasser standen.

Da sah ich um mich und sah den Tod auf mich zukommen. Denn aus der Höhe kam mit ungeheurer Geschwindigkeit und ganz lautlos eine mächtige, schwarze und undurchsichtige Masse auf uns zugeschossen. Mir zog durch den Kopf: „Oben ist plötzlich ein Sturm ausgebrochen, und Schlamm und Schlick sind auf den Wellen durch irgendeine Stelle in das Innere des Schiffes gepreßt worden, und dieser Schlamm und dieser Schlick werden uns vernichten.“ Und dann ging mit einem Schlage das Licht der Scheinwerfer aus. Ich sah noch, wie Courtney in instinktiver Abwehr beide Hände gegen den Schlamm ausstreckte, der jetzt ohne das Licht der Scheinwerfer ganz schwarz gegen uns hereinbrach.

Da packte mich die Schlammmasse. Ich fühlte förmlich, wie sie mich umgab und umpreßte, und ich sah nichts mehr von meinen Kameraden. Vor den Sehensfeldern meines Helmes war es schwarz. Für mich war es Nacht. Ich fühlte mich hochgehoben und in dem Wasser umhergeschleudert, mein Kopf war unten. Dann schlug ich mit ungeheurer Gewalt gegen die Schiffsplatten. Mein Anzug schien in allen Ecken und Enden auseinanderzubrechen. Ich hatte im ganzen Leib furchtbare Schmerzen, und ich vermochte noch nicht einmal einen Arm zu rühren. Ich lag waagrecht auf dem Boden. Spärlich entfloß, wie es mir schien, die Luft aus dem Luftschlauch, und die Uhr, diese entsetzliche Uhr im Taucherhelm, dröhnte mir ins Ohr wie eine schwere Glocke. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe. Es wird nach den Zeitberechnungen, die ich später angestellt habe, wohl etwa vierzig Minuten gewesen sein. Dann wurde es etwas heller um mich. Ich sah in meiner Nähe Courtney und Costello. Wir erhoben uns fast gleichzeitig. Costello machte mir Zeichen. Ich ging auf ihn zu, ich überlegte mir: „Du bist nicht schwer verletzt, es kann dir nicht viel geschehen sein“ — und dann sah ich plötzlich, wie irgendein schwerer Gegenstand wieder aus der Höhe des Schiffes auf mich zukam — und dann habe ich das Bewußtsein verloren.

Später hat man mir erzählt, daß ich von diesem Gegenstand getroffen worden bin, und daß Costello und Courtney mich in einem entsetzlichen Marsch aus dem Innern des Schiffes herausgeschleppt hatten, und daß wir dann alle drei hochgezogen wurden. Später hat man mir erzählt, daß Costello und Courtney beide sehr schwer verletzt worden waren. Sie sind blutüberströmt an Bord des Schiffes, als man ihnen die Rüstungen abgenommen hatte, zusammengebrosen. Und mich, der ich von vornherein bewußtlos war, hat man sofort in Gips gelegt, denn ich hatte Arm- und Beinbrüche, und auch mein Rückgrat war verletzt. Es war nichts mit dem Golde, das wir heben wollten.“

\*

Soweit die Erzählung des Tauchers.

Das Taucherschiff ist nach dieser Katastrophe, die über die drei Taucher hereingebrochen ist, in aller Heimlichkeit nach Königsberg gelaufen, wo sich Costello und Courtney in ärztliche Behandlung begeben haben. Diese beiden sind von Königsberg sofort in ihre Heimat zurückgekehrt. Whitefield hat monatelang in einem Berliner Krankenhaus gelegen.

\*

Es wird die Nachricht verbreitet, daß man im kommenden Frühjahr abermals und mit noch größeren Mitteln versuchen wird, den Schatz der „Hampshire“ zu heben.

H. R. B.

\*

## Jungensglück von heute

Der Schüler S. aus Freiburg in Baden, dessen Bildnis wir auf der Titelseite unserer Nr. 47 veröffentlicht haben, spielte nicht, wie von uns angegeben, in dem deutsch-schweizerischen Gemeinschaftsfilm „Wilhelm Tell“ den Knaben Balther Tell, sondern den Knaben „Klein-Wilhelm Tell“. Die Rolle des Knaben Balther Tell wurde vielmehr von dem Schüler Detlev Willede aus Berlin dargestellt. Ein Bild von Detlev Willede zusammen mit dem Darsteller des „Wilhelm Tell“ Hans Marx haben wir bereits in unserer Nr. 43, S. 1542, gezeigt.





**Das ist das  
Geheimnis des mo-  
dernen Bilddrucks:**

Das Foto wird in unzählige Punkte aufgelöst! In dem Bild rechts oben lassen sich diese Punkte mit bloßem Auge kaum erkennen. Deshalb haben wir das kleine, weiß umrandete Viereck zweimal vergrößert: in der Mitte sehen Sie eine siebenfache Vergrößerung, während der Hintergrund dieser ganzen Seite eine zwanzigfache Vergrößerung des kleinen Ausschnittes zeigt.

**Etwa 21 Millionen**

Quadratcentimeter solcher Druckstöcke  
werden jährlich zum Bilderdruck der

**Berliner Illustrierten**

angefertigt. Dazu werden weit über 75.000 Kilogramm Kupfer, Zink und Blei benötigt. Im Material wie im Papierverbrauch, in der Zahl der Mitarbeiter wie mit der Auflage von weit über einer Million ist die „Berliner Illustrierte Zeitung“ Deutschlands

**grösste Illustrierte!**



## Durch Schönheit erfreuen—

heißt: Simi auf den Gabentisch legen! Die damit Beschenkten werden dankbar schon nach wenigen Einreibungen mit diesem einzigartigen Hautpflege-Wasser feststellen, daß sich die Haut verjüngt und verschönt. Denn Simi säubert die Poren von Staub und Puder, beseitigt Hautunreinheiten wie Mitesser, Pickel und dergleichen und wirkt erfrischend auf Haut und Nerven. Für besonders empfindliche Haut empfiehlt sich „Simi-Spezial“



M 0.85 · M 1.40 · M 2.07

ستون



## Jetzt auch Eukutol-Seife

eine deutsche Qualitätsseife

Eukutol-Seife enthält die biologisch wirksamen Bestandteile der Eukutol-Schönheitscremes. Eukutol-Seife verleiht der Haut einen köstlich frischen Duft. Sie ist die Seife des guten Geschmacks.

Sie reinigt die Haut durch prachtvolle Schaumkraft bis in die Tiefe, sie belebt die Haut durch hormonale Anregung der natürlichen Erneuerungsvorgänge, sie schützt die Haut durch Verwendung der edelsten hautverwandten Öle.

Preis 50 Pf. das Stück

# Ein Mann will nach Grönfjeld!

Roman einer Irrfahrt von Fred Andreas.

10. Fortsetzung und Schluß

Copyright 1933 by Ullstein A. G., Berlin

XX.

Die Stunde der Entscheidung.

Im allgemeinen ging es in Billingham glatter, als Hagemann gedacht hatte. Billingham war der typische englische seaside-place dritten Ranges, ein Badedörfchen mit drei Gasthäusern, ein paar Villen, einigen Kaufläden und einer hübschen, glasgedeckten Strandhalle. Der Strand war vorzüglich, aber natürlich gab es noch keine Badegäste, es war viel zu früh im Jahr. Es mündete bei Billingham ein kleiner Fluß, der ungeachtet seiner Kürze recht tief war, und an seinen Ufern standen einige solide Bootshäuser, die offenbar den Villenbesitzern gehörten.

Hagemann hatte sich unter einem neuen Namen — als kanadischer Ingenieur — in einem der kleinen Hotels eingemietet und erregte bei den wenigen Einwohnern Billingham keinen Argwohn; er war eben ein Kanadier, der sich nach einer schweren Operation hier ein wenig erholte, bevor die Saison begann.

Er ging sehr systematisch zu Werke, als er die Gelegenheiten auskundschaftete. Natürlich konnte er nicht versuchen, zu dieser Jahreszeit ein Motorboot zu mieten; das hätte ihn nur verdächtig gemacht. Er konnte bloß eines entführen, um es dem Besitzer, falls die Flucht gelang, durch ein Konsulat wieder zustellen zu lassen. Aber zunächst mußte er mal ein Boot finden.

In einer dunklen Nacht schlich er sich aus dem Hotel und suchte die Bootshäuser ab. Er entkleidete sich am Ufer des Flüsschens und schwamm völlig nackt, nur eine wasserdichte elektrische Taschenlampe in der Hand, ans andere Ufer, tauchte bei den Bootshäusern unter der Tür hindurch und untersuchte gründlich, was sich an Motorbooten fand.

Gleich im zweiten traf er auf ein prächtiges Rennboot von neuester Bauart, und es war sogar so günstig gelagert, daß es mit einer Handbewegung am Zugseil zu Wasser zu bringen war. Vorläufig unternahm er nichts und merkte sich nur den Namen des Besitzers, der auf dem Rettungsring stand.

Er schwamm zurück, kleidete sich an und gelangte unbehelligt in sein Bett. Am nächsten Morgen erfuhr er durch vorsichtige Erkundigungen, der Besitzer lebe in London und komme nie vor Anfang Juli in sein hiesiges Landhaus.

In den folgenden Nächten — aber es verging eine ganze Woche darüber — schaffte Hagemann nach und nach Benzin in das Bootshaus und probierte den Motor aus. Er wollte anfänglich nicht anspringen, weil er gar zu sehr ausgekühlt war, aber schließlich gelang auch das, und Hagemann hatte Mühe, die entfesselte Kraft zu bändigen und das Dröhnen auf das notwendige Maß herabzustimmen. Es war ein Motor, der es in sich hatte.

Schließlich ließ er eines Nachts das Boot zu Wasser und verstaute darin alles, was er zur Flucht nötig hatte, vornehmlich Benzin und Öl, Proviant, Kompaß und Karte, eine Schwimmweste und verschiedenes andere.

Danach verging fast eine weitere Woche mit Beobachtungen der nächtlichen Rüste. Hagemann stellte dabei fest, daß jedesmal kurz nach Mitternacht ein Patrouillenboot der Küstenwache dicht an Billingham vorüberfuhr und den ganzen Strand mit Scheinwerfern absuchte. Niemals früher als Mitternacht; man konnte also, wenn man gegen elf Uhr aufbrach, mit diesem Rennboot längst außer Reichweite sein. Im Ort selbst war keine Bewachung zu bemerken.

Für den 6. Mai, abends elf Uhr, setzte Hagemann die Flucht fest. Er wußte, daß die Nordsee von Minen wimmelte und daß insbesondere die englischen Küstenorte durch Minenkränze abgeriegelt waren. Was er vorhatte, war nicht weit von Selbstmord entfernt, es war tatsächlich ein Wagnis mit ganz geringer Chance, und manchmal fiel es ihm selber schwer, an sein Selbstvertrauen zu glauben. Er wollte nicht untergehen. Er wollte leben. Aber er mußte nun hindurch, auch mit dem Einsatz des Lebens.

\*

Es war dunkel in jener Nacht, aber doch gerade noch hell genug, um ohne Licht den Fluß hinabfahren zu können. Vorsichtig öffnete Hagemann mit Zange und Stemmeisen die Tür des Bootshauses, schob das große Boot hinaus und ließ es mit Viertelkraft laufen. Hinter der nächsten Krümmung, nach wenigen Metern schon, lag plötzlich ein Prahu, den er vorher nicht gesehen hatte, und das zwang ihn, ganz nahe ans Ufer heranzufahren.

Auf einmal rutschten zwei Gestalten aus den Ufersträuchern. „Stoppen Sie die Maschine und dann Hände hoch!“ rief eine Stimme. Im selben Augenblick war auch schon ein Mann im Boot. Aber da Hagemann vor lauter Schreck auf den Akzelerator getreten hatte, sprang der zweite zu kurz und stürzte plätschend ins Wasser.



„Maschine stoppen!“ rief der Fremde, „oder ich stieße.“

Hagemann, halb bewusstlos, aber ganz seinem Instinkt hingegeben, gehorchte und bückte sich zum Schaltbrett. Der Motor stand, das Boot trieb noch langsam weiter.

„Kommen Sie her!“ sagte der Mann und leuchtete ihn mit einer Taschenlampe ab. Hagemann kam heran, stürzte sich auf den Polizisten und drehte ihm den Arm mit der Waffe aus dem Gelenk, ehe der Ueberraschte schreien konnte. Er sank ohnmächtig vor Schmerz in die Knie, die Waffe kollerte auf den Boden. Der andere Mann rief schwimmend, was da los sei.

Ein Tritt auf den Starter, ein Ausbrüllen des Motors...

Als der Beamte wieder zu sich kam, war man schon weit draußen auf der Nordsee, und das Rennboot hatte ein Tempo, daß selbst einem Gesunden Hören und Sehen vergehen konnte.

„Mensch, Sie sind wahnsinnig!“ rief der Polizist kläglich. „Wir sind mitten in den Minen.“

„Vermutlich.“

„Wo... wohin wollen Sie?“

„Holland.“

„Sie sind verrückt. In der nächsten Minute fliegen wir in die Luft.“

„Kann's nicht ändern.“

Der Mann stöhnte. „Kehren Sie doch um, vielleicht haben wir Glück. Ich bin verheiratet...“

„Tut mir leid“, sagte Hagemann durch die zusammengebissenen Zähne. „Ich hätte Sie gern ins Wasser geworfen, aber Sie waren ohnmächtig. Ermorden wollte ich Sie nicht, darum müssen Sie jetzt schon mitkommen. Wenn es uns trifft, trifft es uns beide.“

Der Mann war still und stöhnte nur. „Sie sind Deutscher?“ fragte er schließlich.

„Ja. Ich muß zur Armee. Mir blieb keine andere Wahl. Tut mir wirklich leid, Herr, aber jeder Beruf hat sein Risiko.“

„Ich habe zwei Kinder.“

„Fürchtbar. Aber was soll ich tun? Wenn Sie Angst um Ihre Kinder haben, hätten Sie Kirchen-

diener werden sollen, nicht Sergeant bei der Küstenpolizei...“

Wind kam jetzt auf, aber das Boot tat seine Schuldigkeit. Es sauste brüllend durch die Wellenberge, und jeden Augenblick konnte es auf eine Mine fahren. Hagemann erwartete es eigentlich. Er saß meist mit geschlossenen Augen, nur hin und wieder die Lider ein wenig hebend, um den Kurs nach dem Kompaß zu halten. Seine Nerven waren am Zerpringen, seine Kiefer so fest aufeinandergepreßt, daß ihn alle Zahnwurzeln schmerzten. Er achtete nicht auf den stöhnenden Familienvater neben sich. Gewiß, es war traurig, daß er den Mann hatte mitnehmen müssen, aber sie waren sozusagen beide im Dienst und würden im Dienst sterben, wenn man auf eine Mine rannte. Deutschland ging vor.

Er wußte selber nicht, wie diese Nacht zuende ging. Im Morgengrauen tauchte am Horizont ein Blinkfeuer auf. Belgien? Holland?

„Jetzt sind wir gerettet!“ sagte der Engländer. „Aber Sie müssen ja der Teufel selber sein, Mann! Wie konnten Sie bloß...“

Hagemann zuckte die Achseln. Nach seiner Berechnung mußte das ein holländisches Leuchtfeuer sein.

„Ich bin angelangt“, sagte er. „Den Weg kennen Sie ja jetzt, Sie sind dann wohl so gut, das Boot zurückzubringen, ja?“

„Goddam!“ murmelte der Sergeant. „Ich bin nicht katholisch, aber ich muß mich schnell mal bekreuzigen.“

Der Leuchtturm und ein paar Häuser wuchsen deutlicher heran. An einer kleinen Mole flatterte die niederländische Flagge.

„Werden Sie es glauben?“ fragte Hagemann. „Ich habe von Südamerika bis hierher acht Monate gebraucht.“

„Dann sind Sie aber nicht immer so schnell gefahren wie jetzt.“

„Nein. Es gab ein paar kleine... Aufenthalte. Aber man freut sich doch, wenn man schließlich ankommt.“

„Verdammt! Ich möchte nicht acht Monate lang Ihr Begleiter gewesen sein.“

Eine knappe Stunde später betrat Felix Hagemann holländischen Boden. Er war zu Tode erschöpft, aber innerlich ganz frisch. Zur gleichen Zeit nahm der Erfahreservist Arthur Hellstrig an seiner ersten Instruktionstunde auf einem Magdeburger Kasernenhof teil, und der Pionier-Unteroffizier Richard Mederhofer war in einem Eisenbahnzug unterwegs nach dem östlichen Kriegsschauplatz...

XXI.

Heimkehr nach großer Fahrt

Hagemann hatte von Köln aus ein Telegramm an Ilse geschickt, aber nicht die Stunde seiner Ankunft nennen können. Er freute sich kindlich darauf, in dem halbdunklen Korridor ihrer Wohnung zu stehen, mit einem dicken Blumenstrauß, und zu sehen, wie ihr liebes Gesicht ins Helle wuchs, wenn sie mit ihm ins Zimmer treten würde.

Viel hatte er ihr zu erklären. Er hätte schreiben sollen, wenigstens von Cuba und von New York aus, — aber er hatte es nicht gekonnt und mußte nun erklären, warum er geschwiegen hatte. Sie würde ihn verstehen, dessen war er ganz sicher; wenn er ihr alles eingestand und die richtigen Worte fand, mußte sie ihn verstehen, ihm verzeihen. Es gab so vieles, was ihn entschuldigte...

Um zehn Uhr vormittags kam er in Hamburg an und betrat zum ersten Male wieder deutschen Boden. Es war ein sonderbares Gefühl, auch hatte die Stadt sich durch den Krieg verändert, war recht militärisch geworden, und das Merkwürdigste schien ihm, daß hier jeder deutsch sprach... man war genötigt, das ganze Bewußtsein umzuschalten, während das Herz sich von selbst wandelte, bei jedem bekannten Straßenbild, jedem Schild, jeder urwüchsigen Stimme. Wunderbar rührend war es, in Deutschland zu sein; die Luft duftete nach Heimat, jeder Baum sah aus, als habe man vor zwanzig Jahren in seinen Zweigen geklettert...

Hagemann nahm ein Hotelzimmer, erfrischte sich und fuhr mit dem schönsten Blumenstrauß, den er aufstreifen konnte, zu Ilse.

Jede Haut hat einen anderen Typ!

Wie nimmt Ihre Haut wirksame Stoffe am besten auf?

Wissenschaftliche Forschungen haben ergeben, daß Stoffe, die den Aufbau der Haut fördern, nur wirksam sind, wenn sie in einer Form gereicht werden, die auf den biologischen Grundtyp Ihrer Haut ab-

gestimmt ist. Fettarme Haut kann diese Stoffe am besten in einer fettreichen Creme, fettreiche Haut kann diese Stoffe am besten in einer fettarmen Creme in sich aufnehmen.



mikroskopische Vergrößerung Wenn Ihre Haut fettarm ist, so neigt sie zur Trockenheit und Sprödigkeit. Neben den Poren sind kleine Risse und Abschleifungsstellen sichtbar.

mikroskopische Vergrößerung Wenn Ihre Haut fettreich ist, so neigen Nase und Stirn zum Glänzen. Vergrößerte leicht verstopfte Poren, Mitesser und Hautunreinheiten sind häufig.

Eukutol wird für die verschiedenen Hauttypen in 2 verschiedenen Präparaten hergestellt: Eukutol 3-Creme fettarm, spezifisch wirksam für fettreiche Haut, Eukutol 6-Creme fettreich, spezifisch wirksam für fettarme Haut. Dank einer einzigartigen Verbindung von hautverwandten Grundstoffen und Regenerationshormonen führt Eukutol der Haut alles zu, was ihren naturgemäßen Aufbau fördert und ihr natürliche Frische und jugendliche Zartheit verleiht. Milde

biologische Säuren im Eukutol gewährleisten die gesunde Spannung der Haut.

- Eukutol 3-Creme fettarm Halbe Tube . . . . . RM 0.45 ganze Tube . . . . . RM 0.90 elegante Glasdose . . . . . RM 2.15

- Eukutol 6-Creme fettreich Kleine Dose . . . . . 15 Pfennig mittlere Dose . . . . . 30 Pfennig große Dose . . . . . 60 Pfennig

Versuchen Sie auch Eukutol-Seife, die biologisch wirksame Schönheits-Seife! — Stück 50 Pfg.

Eukutol-Pflege — der kürzeste Weg, ihm zu gefallen





Wie vertraut das Haus, der altmodische, marmorne Treppenaufgang! Und er war doch nur zwei- oder dreimal hier gewesen. Ob der Major zu Hause sein würde?

Als er den Finger schon auf dem Klingelknopf hatte, las er unter dem Nihilischen Namensschild eine Visitenkarte: Ilse von Wahr... Aha, dachte er, sie haben ein Zimmer abvermietet, natürlich, jetzt, wo der Vater im Felde steht... die Wohnung ist ja viel zu groß für Ilse, da hat sie sich einfach eine Dame zur Gesellschaft genommen.

Ilse öffnete auf sein Klingeln, und er war sehr erstaunt, sie in Schwestertracht zu sehen. Wirklich war es so, wie er erwartet hatte: im Dunkel des Flurs schien ihr Gesicht gleichsam verhüllt oder nur angedeutet und ließ seiner Phantasie viele Möglichkeiten.

„Ilse!“ sagte er und streckte ihr die Hand hin. „Guten Tag, Felix. Komm doch herein, bitte.“ Es war ihre warme, dunkle Stimme, aber es klang fremd und förmlich. Hatte sie doch sein Schweigen übel aufgenommen?

Er folgte ihr in das Zimmer, und in dem Augenblick, als das Licht auf sie fiel, war sie wieder ganz die Ilse von einst, ein frauliches Mädchen, lieb, vornehm, natürlich. Hagemann hätte sie gern geliebt, aber er wollte nichts verderben, sie war so sonderbar zurückhaltend. Er mußte erst in Ruhe mit ihr sprechen, vielleicht war er ihr zu fremd, es war ja schon lange her, daß sie einander geküßt hatten.

„Ich habe mir deinetwegen Urlaub im Lazarett genommen“, sagte Ilse, „obwohl ich mir eigentlich...“ Sie brach ab und betrachtete ihn genau. „Wie du dich verändert hast! Du bist ja ganz grau geworden an den Schläfen... und auch sonst...“

„Ja“, sagte er unschlüssig, „das ist noch von Jamaika her. Ich werde mich färben lassen wie ein alter Lebemann, dann bin ich so gut wie neu, Ilse.“

Er setzte sich, sobald sie Platz genommen hatte, und reichte ihr die Blumen, für die sie mit sonderbar hochgezogenen Augenbrauen dankte, — so, als habe sie eine derartige Aufmerksamkeit bei weitem nicht erwartet.

Auf einmal sah er, daß sie einen Trauerflor um den Arm trug, eine schwarze Florbinde, die hart und unschön zu ihrer hellen Tracht stand.

„Du trägst Trauer?“ fragte er verwundert und konnte dabei nur an Major Nihil denken.

„Ja, um meinen Mann.“ Hagemann verstand ganz deutlich: um meinen Vater.

„Das tut mir leid“, sagte er unsicher. „Wirklich, mein herzlichstes...“ erst jetzt schien ihm, als habe er nicht richtig gehört. Stimimte es denn, was er verstanden hatte?

„Um deinen Vater“, wiederholte er, ohne fragend die Stimme zu heben.

„O nein, dem Vater geht es gut, ich erwarte ihn nächste Woche auf Urlaub. Nein, ich trage Trauer um meinen Mann. Ich bekam vor zehn Tagen die Nachricht, daß er gefallen ist. Du kannst ihn nicht gekannt haben... Paul von Wahr, er war Dozent für Kunstgeschichte in Gießen.“

Hagemann fühlte, wie das Zimmer um ihn wankte. „Du warst... verheiratet?“ fragte er leise und ganz ungläubig. Ein wehes Gefühl preßte ihm das Herz zusammen.

„Ja, ich auch. Aber nur kurz. Wir ließen uns kriegstrauen, zwei Tage bevor er zum letztenmal ins Feld ging. Seit ein paar Tagen pflege ich wieder in einem Stadtlazarett.“

„Ach so“, stammelte Hagemann töricht. Er verstand es nicht, er konnte sich anstrengen, wie er wollte. Gewiß, er hatte seit seiner Verhaftung nicht mehr geschrieben, aber das war erst sieben Monate her...“

„Wie geht es dir?“ fragte Ilse. „Ich hätte nie erwartet, dich in Deutschland wiederzusehen. Ich wo so erstaunt, als ich dein Telegramm bekam...“

Hagemann hatte sich endlich gefaßt. „Aber Ilse! Es ist doch schließlich Krieg. Mein ganzes Leben dreht sich seit bald einem Jahr um nichts anderes als um meine Rückkehr. Leicht war sie nicht, und ich kann dir versichern, daß es manchmal dem schlimmsten Schützengraben in nichts nachstand.“

„Ja“, sagte Ilse, „natürlich ist Krieg, und du mußtest wohl zurück. Aber ich hatte es nicht er-

wartet... eine Zeitlang glaubte ich noch daran. Es war damals, als ich erfuhr, daß eine falsche Nachricht über dich in englischen Zeitungen gestanden hatte. Du solltest im Urwald halbtot aufgefunden worden sein, aber es war ein anderer, der bloß deinen Tropenhelm trug, Wolple hieß er, glaube ich...“

„Wolple... das hast du gewußt?“

„Ja. Damals hoffte ich noch, daß du zurückkämfst. Es hieß, du wärest in New York.“

Eine furchtbare Ahnung stieg in Hagemann auf. Er wurde ganz blaß und rang nach Luft. „Ilse...“ Mehr brachte er nicht heraus.

„Gleich darauf erfuhr ich von deiner Verheiratung“, fuhr sie fort, „nicht von dir natürlich, du würdigtest mich keiner Postkarte... obwohl du es vielleicht hättest tun sollen. Es war so furchtbar erniedrigend, daß ich es von fremden Leuten erfahren mußte...“

Ihre Lippen zitterten, und in ihren Augenwinkeln standen kleine glitzernde Tränen.

Hagemann sprang auf und schlug sich zweimal klatschend an die Stirn.

„Einer von uns muß verrückt sein!“ schrie er. „Das ist ja nicht möglich. Sowas gibt es doch nicht. Ich war nie verheiratet, Ilse!“

„Richt? Aber es hat in der Zeitung gestanden, ich habe es selbst gelesen... sogar ein Bild von dir und deiner Frau war dabei.“

„Der Hund von einem Reporter!“ Hagemann rang die Hände. „Um die Zeit, wo ich geheiratet haben soll, war ich mit Richard Wederhofer in Kanada. Hast du wenigstens Frau Ortiguez' Erklärung gelesen, mit der sie die Sache richtigstellte? Ich war schon in London, als ich von meiner angeblichen Heirat erfuhr...“

Was rede ich denn da? fragte er sich plötzlich... ich tue ja, als hätte ich nie im Leben daran gedacht, Manuela zu heiraten und Ilse zu vergessen... war es nicht nur ein Zufall, daß Wederhofer kam und mich mitnahm? „Ich habe zuviel erlebt“, sagte er langsam, sich wieder zu Ilse wendend. „Es verwirrt sich schon bei mir. Nein, ich war nicht mit Frau Ortiguez verheiratet, aber es war bloß ein Zufall,



Eigentlich eine glänzende Idee von Onkel, zu Weihnachten M.-K.-Papier zu schenken... aber die andern wissen auch, womit man Freude bereitet!...

Und Sie... Sie zerbrechen sich immer noch den Kopf darüber, was Sie schenken sollen?!... Ein guter Rat: schenken Sie doch auch M.-K.-Papier!...

- Hier nur 4 Vorschläge... Ihr Papierhändler wird Ihnen gern die weiteren M.-K.-Papierforten zeigen.
- Die Gelbe... 25/25... 80 Pfg. (für den Gebrauch)
  - Seeadler... 30/20... 90 Pfg. (für den Vielschreiber)
  - Bettina... 25/25... 1,50 RM (für die Dame)
  - Puck... 25/25... 2,25 RM (für den Herrn)

Auf jeden Fall denken Sie immer daran:

**Max Krause**  
Briefpapier

*Schenken Sie uns, schreiben Sie uns, schreiben Sie uns, „M.-K.-Papier“*



daß es nicht dazu kam. Ich verließ Frau Ortiguez, nachdem schon alles festgelegt war. Im Grunde hast du recht, Ilse, — für dich mußte es genau so gut sein, als wenn ich geheiratet hätte ...“

Ilse lächelte schmerzlich. „Du hast also Frau Ortiguez verlassen?“ fragte sie. „Warum denn? Was war es denn, was dich so plötzlich forttrieb?“

„Mein Gewissen. Und der Krieg.“

„Nicht ich?“

„Nein, Ilse. Ich war damals entschlossen, dich nicht wiederzusehen. Ich schämte mich zu sehr. Ich glaubte, du würdest das nie verstehen oder gar verzeihen können. Aber nachher, als ich mich wieder hatte, hoffte ich, daß du es könntest. Ich glaubte sogar fest daran; denn sonst wäre ich zwar auch in Deutschland, aber nicht bei dir.“

„Hättest du mir alles erzählt?“ fragte sie zaghaft.

„Alles. Vor dir hätte ich keine Geheimnisse haben können, auch keine, die ich schon überwunden hätte ...“

Ilse nahm seine Hand und streichelte sie leise. Die verworrenen Schicksale, die ihr zum Leid ausgeschlagen waren, schmerzten nicht mehr. Hier war der eine, den sie geliebt hatte, keinen anderen würde sie lieben können. Er war da, heimgekehrt nach langen Irrfahrten, vielleicht nach vielen Verwirrungen des Herzens, war zu ihr gekommen voll Vertrauen. Man konnte das Gewesene auslöschen, mochte es sinnvoll gewesen sein oder nicht. Heute jedenfalls lag kein Sinn mehr darin. Sie, die durch Jahre die Liebe bewahrt hatte, brachte keinen Groll mehr auf. Nicht, daß Feliz sie verlassen hatte, war wichtig, sondern allein, daß er sie wiedergefunden hatte.

„Erzähle!“ bat sie.

\*

„Ich kann es wenden, wie ich will“, sagte Hagemann abends, als er mit Ilse vor einem festlichen Tisch in einem Restaurant saß und sein Sektglas gegen das Licht hielt, „es war zuviel. Wer will das heute entwirren? Ich habe viel gesündigt und habe einiges wieder gutgemacht, ich habe sehr viel Glück gehabt und mußte trotzdem durch manche Hölle gehen ... Kindische Mißverständnisse und scheußliche

Verstrickungen haben mich und dich verfolgt, du hast viel gelitten, und ich bin manchmal glücklich gewesen und manchmal verzweifelt ... und wenn du das alles zusammenrechnest und aufeinanderwürfst, so kannst du sagen, es war Schicksal, oder — wenn du fromm bist — magst du es Vorsehung nennen, Gottes Fügung ... auf jeden Fall ist es etwas, das unabänderlich ist in seiner Art, das gar nicht gemessen werden kann mit den kleinen Maßen des Alltags. Daß es uns hinnehmen und vergessen. Im ganzen gerechnet, war es ein gutes Schicksal, eine gütige Vorsehung. Denn ich bin wieder da, du hast mir verziehen, wir werden, wenn deine Trauerzeit vorüber ist, heiraten und immer beisammen bleiben. Und das war es ja, was wir wollten, als ich vor drei Jahren nach Chile ging. Müßten wir nicht zufrieden, nein, glücklich sein über diesen Ausgang? Wenn man die Hindernisse bedenkt, ist es geradezu ein Wunder ...“

„Das klingt“, sagte Ilse, „als ob du mich für unzufrieden hieltest und mir gut zureden müßtest. Natürlich ist es ein Wunder. Aber ich kann die Hindernisse, die du überwunden hast, nicht vergessen oder verkleinern. Ich will es gar nicht, denn ich weiß, daß sie dich innerlich reich gemacht haben und wissend, und das ist auch für mich ein Gewinn. Du bist heute ein anderer als vor drei Jahren. Tu nicht, als ob dies alles spurlos an dir vorübergegangen wäre. Es wäre furchtbar, — denn es ist keine Tugend, wenn ein Mann unter ruhigen Verhältnissen bleibt, was er ist; wohl aber, wenn er so oft durch Feuer und Wasser gehen mußte und sich trotzdem bewahrt. Denn dann ist er mehr. Begreiffst du nicht, daß ich dich jetzt um soviel lieber habe?“

Er stellte sein Glas ab, beugte sich nieder und küßte ihre Hände.

„Das Schönste ist“, fuhr Ilse fort, „daß du den Mut hattest, mir zu sagen, wie sehr du Manuela Ortiguez geliebt hast. Nein, ich kann da nicht kleinlich und eifersüchtig sein, ebenso wie du es hoffentlich nicht bist, wenn du an den Toten denkst, dem ich sein letztes bißchen Glück schenken konnte. In einem höheren Sinne kommt es vielleicht gar nicht darauf an,

wen man liebt und wie man liebt, sondern nur darauf, daß man überhaupt Liebe geben und empfangen kann: es gilt doch immer nur dem einen, dem man bestimmt ist.“ Zärtlich streichelte sie sein Haar, da, wo es grau geworden war, und legte seine gesunde Hand auf ihre Wange.

„Wie schön du das gesagt hast!“ lobte er sie. Eine wilde Dankbarkeit erfüllte ihn plötzlich; es war so unverdient, mit dem Herzen recht behalten zu haben. Genau so, wie sie jetzt war, hatte Ilse all die Zeit in seiner Erinnerung gelebt, bei ihr war kein Abirren, kein Wechsel, keine Unsicherheit: so war sie, und dies hatte er an ihr geliebt, vom ersten Tage an.

„Wie ist das, wenn zwei Menschen glücklich sind?“ begann er zu philosophieren. „Früher war es einfach; aber heute kann es nur eine Bereitschaft sein. Man lebt unter anderen Gesetzen, wenn Deutschland Krieg führt. Wenn ich morgen die Uniform anziehe und ein paar Tage später an die Front gehe, bin ich nicht mehr der eine, den du liebst, sondern nur noch einer von Millionen. Ich kann fallen, ich kann das Leben behalten. Bis das entschieden ist, gehört uns das Glück noch nicht, wir sehen es von weitem, wie ein gelobtes Land; aber nicht stehend, sondern voll Hoffnung, und ich glaube darum, daß es, wenn es uns bleibt, größer und schöner sein muß als eines, das unverdient und ohne Gefahr in den Schoß fällt ...“

„Es wird uns bleiben!“ sagte Ilse fest.

Hagemann füllte die Gläser neu und hob das seine: „Auf die Zukunft, Ilse! Das gilt Deutschland, dir und mir und allen, die an die Zukunft glauben!“

Im Klingen der Gläser trafen sich ihre Augen, und es war, als hätten sie erst jetzt einander wieder gesehen und erkannt.

Ende.

Der Roman „Ein Mann will nach Deutschland“ von Fred Andreas erscheint demnächst als gebundenes Ullsteinbuch für 1.— Mark.

# PACIFIC



## Das deutsche Qualitätsparfüm

Mit der Pacific-Serie kommen wir den Wünschen weitester Kreise nach, ein Parfüm und die dazugehörigen kosmetischen Präparate in einer Qualität zu bringen, die den allerteuersten ausländischen Erzeugnissen mindestens gleichwertig, vielfach aber weit überlegen sind. Bei höchster Qualität, vornehmer, eleganter und neuartiger Aufmachung sind die Preise den heutigen Verhältnissen angepaßt. Jedes bessere Fachgeschäft wird Ihnen gern die Pacific-Serie vorlegen.

Pacific-Parfüm M 3.- bis M 20.- · Pacific-Eau de Cologne M 1.35 bis M 5.- · Pacific-Kopfwasser M 2.50 bis M 16.50 · Pacific-Puder M 1.- bis M 3.- · Pacific-Talc-Puder M -.50, im eleg. Patent-Reisezerstäuber M 5.- · Pacific-Seife M 1.- · Pacific-Geschenk-Kartonnagen M 2.25 bis M 15.-

Dr. Albersheim · Frankfurt a. M.

EINE GLANZLEISTUNG DEUTSCHER PARFÜMERIEKUNST

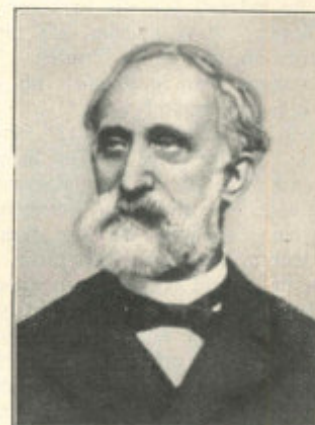


# Heinrich Goebel, nicht Edison ist der Erfinder der Glühlampe

Zum 40. Todestage Heinrich  
Goebels am 16. Dezember 1933

In die Geschichte der Technik ist Thomas A. Edison als Erfinder der Glühlampe eingegangen. Niemand wird die Verdienste Edisons schmälern wollen; als am 4. September 1882 zum ersten Male in den Straßen New Yorks ein Netz von 2300 Glühlampen aufleuchtete, war das Edisons Werk. Und dennoch haben 28 Jahre vorher bereits elektrische Glühlampen in New York gebrannt: in der Monroe

Street nämlich, wo einer der verschollenen Pioniere der Technik das Schaufenster seines kleinen Optiker-geschäfts mit einer Glühlampe beleuchtete. Dieser Mann hieß Heinrich Goebel, geboren 1818 in Springe bei Hannover, der Stadt der Rohrsthühle, 1848 ausgewandert nach Nordamerika, gestorben am 16. Dezember 1893 in New York. Nachstehend einige Notizen aus dem Leben dieses seltenen Mannes.



Heinrich Goebel  
aus Springe bei Hannover, der  
25 Jahre vor Edison die Glüh-  
birne erfunden hat.

An einem Winterabend anfangs der fünfziger Jahre laufen in New York die Anwohner um die Monroe Street schreckensbleich zusammen. „Feuer, Feuer! Hilfe, Hilfe!“ gellt es durch die Gassen. „Jetzt hat der Deutsche da, der Goebel, wahrhaftig sein Haus angesteckt!“ rufen sich die entsetzten Nachbarn zu, und noch ehe die Feuerwehr zur

Stelle ist, kommt schon der Schutzmann Copeland angerannt, der ansonsten an der Ecke Monroe und Jackson Street die Ordnung hütet, um den Optiker Heinrich Goebel als Brandstifter zu verhaften, der sich seiner Schandtat wegen vor dem Friedensrichter Wood wird verantworten müssen. Es herrscht eine heillose Aufregung in der ganzen Gegend, die nur noch größer

wird, als inzwischen das Feuer wieder spurlos verschwunden ist. Jetzt wissen die Leute vollends weder aus noch ein, und die Feuerwehrleute runzeln die Stirn, da sie des Glaubens sind, man wolle sie foppen. Denn alles, was sie auf dem Dach finden, sind ein paar sonderbare Drähte, und seit wann brennen Drähte?

**Gern gesehene Weihnachtsgeschenke**

Welche Frau ist nicht glücklich über eine zarte und liebliche Haut? — Welcher Mann freut sich nicht über ein glatt rasiertes und gepflegtes Gesicht? Sie können daher Ihren Verwandten und Bekannten nur Freude bereiten, wenn Sie ihnen Palmolive-Geschenke auf den Gabentisch legen. Palmolive-Artikel werden von Millionen Frauen und Männern täglich benutzt.

Palmolive-Binder & Ketels G. m. b. H., Hamburg

Mehr als Seife ein Schönheitsmittel!

**Packung**  
Inhalt 3 Stück  
RM 0.90

**Große Tube**  
RM 1.10



Inzwischen müht sich auf der Polizeiwache Heinrich Goebel, den Beamten die Technik der Bogenlampe klarzumachen, denn nur eine solche hat er auf dem Dach seines Hauses angezündet. Aber Richter Wood, trotz allem misstrauisch, meint, er solle doch lieber die Späße mit dieser seltsamen Lampe — schon aus Gründen der Feuerficherheit — unterlassen. Als Heinrich Goebel darauf nachdenklich die Polizeiwache von Market House verließ, schienen alle seine Hoffnungen vernichtet. Seine große, selbstgebaute, 80-zellige Zink-Kohle-Batterie, die er Jahre hindurch gehütet hatte wie seinen Augapfel, hätte er in den nahen East River werfen können. Tausend andere hätten vielleicht an seiner Stelle so gehandelt. Aber Goebel, dem ein albernes Feuergeschrei den Weg zum elektrischen Licht zu versperrten schien, konnte nicht einsehen, warum er in seiner Werkstatt eine arbeitsame Transfunzel oder in seinem Laden ein Talglühlicht brennen sollte. Gerade in jenen Tagen maßloser Enttäuschung, als man ihm seine Bogenlampe vom Dach geholt hatte, mußte er härter denn je an die Abende mit seinem Freund Mönighausen denken, der so viel um die Geheimnisse der Elektrizität gewußt und so oft dem jungen Goebel damals noch in Springe im Hannoverischen davon erzählt hatte. Es galt jetzt einen Weg zu finden, jener geliebten Batterie ihre Zauberkräfte so zu entlocken, daß kein Schutzmann, kein Friedensrichter und keine Feuerpolizei mehr dazwischenreden konnte.

In jenen Tagen erinnerte sich Goebel eines Experiments mit einer verkohlten Bambusfaser, die zu heller Glut entflammte, wenn man elektrischen Strom hindurchleitete. Nur hatten alle diese Fasern, ob Metall oder Kohle, die fatale Eigenschaft, danach ins Nichts einzugehen gleich den Meteoren. Und Goebel finnt, wie er den Funken bannen kann. In einer glücklichen, berausenden Stunde, wir wissen nicht mehr wann, aber sie fiel ins Jahr 1854, kommt ihm der entscheidende Gedanke, um den er so lange geirrt hat: Die Fädchen werden nicht mehr verbrennen, wenn man ihnen den Sauerstoff entzieht. Nun war für ihn als Optiker der Weg frei. Er, geübter Hersteller von Barometern und Thermometern,

kennt alle Geheimnisse des Vakuums, das heißt des luftleeren Raums, er nimmt also eine Glasröhre, pumpt sie luftleer, schmilzt die Bambusfaser ein, schließt die Batterie an ... und die erste Glühlampe war geboren.

Das nun folgende Schicksal der Glühlampe klingt fast unglaublich: Goebel kauft weder aufs Patentamt, noch sucht er einen Finanzier. Sondern er freut sich, daß er endlich eine schöne Lampe für seinen Ponywagen hat, mit dem er abends durch die Straßen von New York karrt. Dieser Wagen, müssen wir wissen, trägt ein großes Fernrohr, durch das die New-Yorker den Mond, Saturn und die Venus betrachteten sollen. „Gewiß kannten wir den Deutschen mit dem Fernrohr“, bekundeten vierzig Jahre später die alten Zeugen im Edison-Prozess, „wir lachten immer über ihn, weil er so komisch englisch sprach; wir konnten kaum verstehen, was er sagte. Und an dem Ponywagen hatte er ein paar Lampen, da stieg kein Rauch auf, sie rochen nicht, und Gas oder Del war auch nicht drin. So hell jenes Licht war, so rätselhaft kam es uns vor.“ Wenn er lustig ist, baut sich Vater Goebel noch einige Glühlampen. Eine für sein Geschäft, mit der er abends das Schaufenster beleuchtet, eine andere bekommt seine Frau über ihre Nähmaschine, und eine dritte hängt er sich ins Schlafzimmer über die Wanduhr, damit er auch an dunklen Wintermorgen die Zeit erkennen kann. Vielleicht bestand der große Fehler Goebels darin, daß er, nehmen wir alles nur in allem, die Lampen nur sehr ungern zeigte, geschweige sie oder gar die Geheimnisse der Batterie erklärte. Nur ganz selten, wenn irgendein alter Kauz kam, wie jener alte Glasbläser, der von dem Mann gehört hatte, „who was putting a light in a bottle“ — wie sich die New-Yorker damals erzählten —, nur dann eben erläuterte Goebel auch das Wesen seiner Lampe. Uebrigens gab er seinem Sohn John einmal mehrere Lampen mit, als dieser nach Deutschland reisen wollte; er sollte sie dem Onkel in Springe geben. Aber John erreichte nur Newark, einige Meilen von New York entfernt.

John G. treffen wir dann am 29. Oktober 1878 auf der Geburtstagsfeier des Fr. Justine Siegfried

wieder. Auch der alte Herr Heinrich Goebel ist gekommen, ebenso ein Mr. Sebastiani. Dieser Mann wird gebeten, Gitarre zu spielen. Aber Sebastiani meint, es wäre schon zu dunkel. Da steht John auf und sagt: „Wir können im Nu Licht machen, warten Sie einen Augenblick!“ Und er kramt eine alte Kiste aus Walnußholz hervor, da liegen verstaubt drei Glühbirnen drin. Niemand denkt mehr ans Gitarrespielen, denn für den Rest des Abends beginnt jetzt Vater Goebel den staunenden Geburtstagsgästen den Roman eines Lebens zu erzählen: „Es war einmal vor 25 Jahren ...“ Aber das Schicksal seiner Erfindung, deren Wert heute nur noch in Milliarden auszudrücken ist, wird noch erschütternder. Ein Enkel Goebels heiratet; eine Deutsche, das kleine Fräulein Adelaide Splitt. Es ist Weihnachten 1883, und die junge Frau pugt den Christbaum aus. Sie sucht nach Schmuck und findet dieselbe alte Kiste, entdeckt die Glasröhren, freut sich und hängt sie an den Weihnachtsbaum!

Inzwischen haben im Morgenrauen des 21. Oktober 1879 Edison und sein Freund Bachelor zum zweitenmal die Kohlefadenlampe erfunden. Im April 1880 erhält der Dampfer „Columbus“ eine Lichtanlage mit 115 Edison-Lampen. Die Glühlampe beginnt ihren Siegeszug um die Welt. Aber Edison ist nur der zweite; 25 Jahre vorher brannten Goebels Lampen. Später erwirbt die General Electric Co. die Edison-Patente. Um 1890 herum beginnt man den Markt von Außenseitern zu reinigen, doch eine winzige Gesellschaft wehrt sich: die Beacon Vacuum Pump and Electrical Cie. in Boston. Sie sagt: „Was haben wir mit Edisons Patenten zu schaffen? Hier, unser Mitarbeiter, der Herr Heinrich Goebel, stellt bereits seit 1854 Glühlampen her!“ Und nun beginnt ein Patentprozeß, der wohl seinesgleichen sucht. In den beiden ersten Instanzen wird die Vacuum Pump Cie. verurteilt, aber die Bostoner lassen nicht locker. Ueber 100 Zeugen und Experten marschieren vor dem höchsten Gericht der Vereinigten Staaten auf. Der alte Schutzmann, Monroe-Ede Jackson Street, wird vernommen, er ist inzwischen Polizeihauptmann geworden, die alten Nachbarn, Aus-



## Wittnen ruf inn Wunswunfktipf

kommt die „Superb“. Das wird eine Freude geben, denn sie stand auf dem Wunschzettel ja ganz obenan. Es ist aber auch eine wunderbare Kamera.

Mit einem Blick übersieht man Scharfeinstellung, Entfernungsskala, Blende, Verschluss und Bildausschnitt. Dieser Bildausschnitt im Sucher stimmt mit dem Bildausschnitt der Aufnahme selbst genau überein, denn die „Superb“ hat ja durch den neigbaren Sucher automatischen Parallax-Ausgleich. Da kann man das ganze Format restlos ausnutzen. Und außerdem noch: schwenkbare Lupe im Sucherschacht, Wasserwaage über der Mattscheibe, automatisches Bildzählwerk, geätzte Tiefenschärfentabelle und Selbstauslöser. Mit einem Wort: „Die Spiegelreflex, wie sie sein soll!“



**Voigtländer SUPERB 1:3.5**



## Hausarbeit im Winter -



### und dennoch schöne Hände!

Nichts greift die Haut so an wie Hausarbeit an kalten Tagen. Pflegen Sie deshalb die Hände nach der Arbeit jedesmal mit Leokrem — und Ihre Hände werden nichts von Hausarbeit verraten!

Leokrem, ein Erzeugnis der Chlorodont-Fabrik, enthält naturechtes Sonnen-Vitamin, denselben Hautnährstoff, den in der Haut sonst nur die Sonne erzeugt. Dosen zu 90, 50, 22, 15 Pf. in allen Fachgeschäften erhältlich.

**Leokrem**  
mit Sonnen-Vitamin



**Rolleicord**  
Der Photo Rekord

Die neue Kamera vom Rolleiflex-typ, eine unerhörte Leistung, der Rekord der Photo-Industrie!

Mit Zeiss Triotar 4,5.  
Für 12 Aufnahmen 6 x 6  
auf Rollfilm 6 x 9

**88** RM

Die wertvolle Kamera zum erschwinglichen Preis!  
**FRANKE & HEIDECKE · BRAUNSCHWEIG**

Prospekt M 8

wanderer, Söhne, Enkel, Fremde und sonstwer. Goebel muß mit den alten Werkzeugen noch einmal die alten Lampen herstellen. Die Richter fragen ihn: „Sagen Sie nur, Herr Goebel, warum behielten Sie denn diese Erfindung für sich?“ Und der alte Goebel steht auf und antwortet: „Herr Richter, es kamen schon Leute und wollten mit mir Geschäfte machen. Einer gab mir auch mal 500 Dollar Anzahlung, aber erst nach Jahren sah ich ihn wieder. Da pumpte er mich um 40 Dollar an, gab mir einen Scheck, und als ich auf die Bank kam, hatte er auf seinem Konto überhaupt nur 15 Dollar. Da zog ich es vor, lieber Uhren zu reparieren und Brillen zu verkaufen.“ In jenem Prozeß marschierten die Leuchten der Wissenschaft als Experten auf, sie fragten und prüften, bis endlich alle Zweifel an der Priorität Goebels beseitigt waren und das Urteil verkündet wurde: „daß durch die vielen Feststellungen und Untersuchungen der Beweis dafür erbracht sei, daß die Goebel-Lampe eine wirklich brauchbare Lichtquelle gewesen sei, daß also Goebel demnach schon 20 oder 30 Jahre vor Edison eine praktisch brauchbare Glühlampe in Benutzung gehabt und öffentlich gezeigt habe“. Ein paar Wochen nach der Urteilsverkündung legt sich Großvater Goebel zum Sterben hin; am 16. Dezember 1893 gab er seinen Geist auf.

## Von der Erkältung zur Erkältung

Neue Untersuchungen und Ratschläge  
über den Schnupfen

Von Dr. J. Bell

Gegen die Kälte schützen wir uns am besten, nicht indem wir sie vermeiden, sondern indem wir uns bemühen, unsere Wärme zu behalten. Denn Wärme besitzt jedes lebende Wesen, und die Säugetiere haben in ihrem Innern ein Klima, fast so milde wie das der Tropen. Ob wir am Äquator leben, am Nordpol oder in unserer Zone, stets muß unser Körper den gleichen Wärmegrad aufweisen. Diesen gilt es nicht zu verlieren, was um so schwerer ist, weil Wärme die Eigenschaft hat, wie Wasser bergab zu fließen, von einem höheren Grade zum niedrigeren.

Um trotzdem nicht zu erkalten, verfügt der Mensch über jene wunderbaren Einrichtungen, durch welche die Körperwärme reguliert wird, teils mechanisch mittels Verdunstung, Strahlung, Leitung, teils chemisch, indem er sich innerlich heizt. Alles, was zu dieser komplizierten Regulierung erforderlich ist, tun wir rein instinktiv. Da das Heizmaterial aus Nahrung besteht, so essen wir, ohne viel zu überlegen, warum, und trinken heiße Flüssigkeit. Zur Unterstützung bewegen wir uns reflektorisch und erzeugen dadurch Hitze, zu welchem Zwecke wir von einem Bein aufs andere treten, die Arme zusammenschlagen oder einzelne Muskeln in Bewegung setzen, was man als Zittern bezeichnet.

Wenn das alles nicht hinreicht, um den Wärmeverlust auszugleichen, kann schwerer Schaden entstehen. Zum Glück betrifft die Erkältung nur in Ausnahmefällen den Körper in seiner ganzen Ausdehnung. Um so häufiger sind bei abnormen Witterungsverhältnissen Abkühlungen einzelner Körperpartien. Begreiflicherweise sind ihnen am ehesten die am weitesten vom Zentrum gelegenen Teile des Körpers ausgesetzt, Finger, Zehen, Ohren und Nasenspitze. Diese schon an sich dünnen und schlecht durchbluteten Provinzen unseres Leibes sind zugleich vor Wärmeverlust durch Kleidung am schlechtesten geschützt. Kein Wunder, daß sie der Frostwirkung besonders leicht unterliegen. Zwar wehren sie sich nach Kräften, ziehen ihre Blutgefäße zusammen, damit weniger Wärme verloren gehe, und werden infolgedessen zunächst blaß, sogar weiß. Aber auf die Dauer können sie diese krampfartige Zusammenziehung nicht aushalten, die Blutgefäße erlahmen, sie dehnen sich jetzt übermäßig aus, so daß die Haut nunmehr rot erscheint. In den erweiterten Adern fließt das Blut langsamer als gewöhnlich, bei dem verlangsamten Blutstrom wird der Sauerstoff aufgezehrt, bevor neues Blut, mit frischem Sauerstoff beladen, nachfließen kann. Dadurch entsteht jene dunkle Färbung, wie sie sonst nur dem Venenblute eignet: die Ohren, Zehen oder Finger werden blaurot.

Wenn aber die Erkältung zu lang dauert, werden die erweiterten Gefäße auch durchlässig, Blutflüssigkeit tritt durch ihre Wände hindurch ins benachbarte Gewebe, die betroffenen Partien schwellen an und bekommen die bekannte teigig-elastische Konsistenz: der Frostballen ist da.

Jetzt gilt es den Schaden wieder gut zu machen. Das Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß die Erwärmung der erfrorenen Partie langsam geschehe. Zunächst ein Fuß- oder Handbad mit ganz kaltem Brunnenwasser unter Zusatz von Eis und Schnee, erst nach einer Stunde mit gestandenem Wasser oder Alkohol. Bleibt das Glied blaß und gefühllos, so hat dann eine Streichmassage einzusetzen, in der Richtung „vom Herzen weg“.

Freilich kann solch eine örtliche Behandlung nur bei örtlicher Erkältung Aussicht auf Erfolg haben. Zum Unglück aber wirkt sich die Abkühlung nicht nur unmittelbar an jener Körperstelle aus, die sie trifft, sondern auch mittelbar auf weiter entfernte Teile. Es muß durchaus nicht die Nase naß werden, damit sie läuft: Erkältungen können zu Störungen in den Blutgefäßen führen, die sich über die Nervenbahnen leicht auf weit abliegende Organe übertragen; so kann



eine Durchnässung der Füße Anlaß werden zu einer Blutüberfüllung in den Nasenschleimhäuten. Ähnlich wie jeder, der in winterlich überhitzten Eisenbahnen reist, schon erfahren hat, daß auch die warme Luft des Zuges die gleichen Folgen haben kann wie die kalte Zugluft, weil sie die ausgetrockneten Schleimhäute des natürlichen Schutzes beraubt, den der Schleim bietet. Durch Temperatureinflüsse veränderte Schleimhäute können aber für Bakterien durchlässig werden, die, in tiefere Körperschichten gedrungen, dort Störungen hervorrufen, mögen sie an sich noch so harmlos sein. Aber es will nicht einleuchten, wieso wir diese Störung auf einen anderen Menschen übertragen, sobald wir ihm die Bakterien durch Anhusten übermitteln. Sind seine Schleimhäute doch intakt und die Bakterien selbst unschuldig! Sie müssen also ihre Unschuld irgendwie verloren haben. Aber wodurch?

Eine erst vor wenigen Jahren aufgestellte Theorie

sagt: durch die Kälte. Die Kälte wirkt ja nicht nur auf uns ein, sondern auch auf unsere Bakterien; vielleicht wirkt sie auf diese sogar noch intensiver ein, auf ihr ganzes Wesen, auf ihre Lebensbedingungen, kurz auf ihre „Virulenz“, so daß nicht wir uns erkälten: unsere Bakterien sind es, die sich erkälten. Wohl können wir durch Abkühlung in unserer Verteidigung geschwächt sein, sie aber werden dadurch im Angriff gestärkt. Das ist das Ausschlaggebende und ... erklärt alles. Man braucht dann nicht für ein und dieselbe Krankheit verschiedene Ursachen anzunehmen, einmal das Wetter und ein andermal die Ansteckung. Es ist eben immer die Erkältung, die uns die Erkältung beschert, ob wir nun die nassen Füße gekriegt haben oder unser Bürokollege. Denn kalt geworden sind eben die Bakterien und mit erkälten Bakterien in der Hand kommt dann der Schnupfen durchs ganze Land.

Darum ist gegen jede Erkältung, die allgemeine

wie die örtliche, die unmittelbare wie die mittelbare das beste Mittel die Abwehr durch Abhärtung. Freilich ist diese nicht darin zu erblicken, daß man sich an Erkältung, an Wärmeentziehung zu gewöhnen sucht; vielmehr darin, daß man seinen Körper übt, einen plötzlichen Kältereiz möglichst rasch durch gesteigerte Wärmebildung auszugleichen. Gewöhnung an Kälte würde nur zur Abstumpfung führen, und gerade auf das Gegenteil kommt es an, auf das Training des Wärmemechanismus. Deshalb soll die Dusche oder Abwaschung nicht länger währen als eine halbe Minute und soll von starker körperlicher Bewegung, von Zimmerturnen, Spaziergehen in scharfem Schritt oder kräftiger Abreibung gefolgt sein. Denn Abhärtung kann nur den Sinn haben, uns hart zu machen, „hart im Nehmen“, wie es der Boxer ist. Nur wer dies Ziel erreicht hat, darf hoffen, daß bei ihm nicht jede Erkältung zur Erkältung führen wird.

\*



## Freude bereiten für lange Jahre

Das ist es doch, was Sie mit Ihrem Geschenk wollen: über die kurzen Festtage hinaus dem Beschenkten eine lang dauernde Freude machen! Wenn Sie eine Zentra-Uhr auf den Gabentisch legen, so schenken Sie einen wertvollen Gegenstand des täglichen Gebrauchs, für den man Ihnen nach vielen Jahren noch ebenso dankbar sein wird wie am Feste selbst.



ZENTRA-TAVANNES

# Zentra

Die Uhr mit dem Reifezeugnis

Nur in Fachgeschäften mit dem roten Zentra-Wappen.

Verlangen Sie in Ihrem Zentra-Geschäft den illustrierten Zentra-Katalog. Ist kein Zentra-Geschäft in Ihrer Nähe, so bestellen Sie die kostenlose Zusendung bei der Zentra-Garantlegemeinschaft, Köln a. Rhein, Bischofsgartenstr. 10.

## HERRLICHE GESCHENKE für Frauen von erlesenem Geschmack



Geschenkkassette Nr. 2309 RM 2.65  
Prachtvoller, fester Karton mit geprägtem Klappdeckel und Zellophanbezug. Wundervoll verziert, mit mittelgroßer Flasche Kölnisch Wasser „Lavendel-Orangen“ und 2 Stück Seife.

PREISWERT - GESCHMACKVOLL  
FREUDEBEREITEND!

Gerade urteilsfähige, erfahrene Frauen wünschen sich eine der prachtvollen Kölnisch Wasser „Lavendel-Orangen“-Geschenkkassette, weil sie wissen, daß der ungewöhnlich belebende, nachhaltige, zurückhaltende Duft von Kölnisch Wasser „Lavendel-Orangen“ ein kostbarer Genuß und eine wahre Wohltat für Körper und Geist ist. Lassen Sie sich, bitte, diese sinnvollen und doch wohlfeilen Weihnachtsgaben, die Sie schon zu RM 1.08 das Stück in allen einschläg. Geschäften bekommen, vorlegen. Sie kaufen dann bestimmt eine der wundervollen Geschenkkassette.

## KÖLNISCH WASSER LAVENDEL-ORANGEN

HERSTELLER: JUNGER & GEBHARDT • GEGR. 1873 • BERLIN SW 19



vom Boden auf... Kann ich mit dieser ängstlichen Mutter in solchen Zeiten losfahren? Sie ist zu unvernünftig und zu altmodisch. Hier zurücklassen aber kann ich sie auch nicht, erstens reißt sie viel zu gern, und zweitens würde sie vor den französischen Soldaten, die überall herumwimmeln, Angst bekommen. Johanna grübelte. Ich komme nach Braunschweig, überlegte sie, und wer weiß, vielleicht gehe ich auch nach Kassel, um diesem Caspar ein Licht aufzustecken. Aber — was ist denn mit mir geschehen? Warum bin ich so zappelig? ... Ist das die Liebe? — Man hat nichts gemerkt, und auf einmal beginnt man Weinerlich zu werden und misshütig und krank, wenn ein junger Mann, so ein Bolontär, vergeßlich ist! Höchst schauerhaft!

Sie klappte die Vog zu und schloß ab. Auf dem Deckel war eine segelnde Brigg abgebildet, deren Masten mit Flaggen wie mit Schmetterlingen geschmückt waren. Sie trat ans Fenster. Da draußen trieb der breite Weserstrom unter dem söhnligen Westwind. Früher, bevor die Franzosen kamen, war er zu allen Jahreszeiten mit Schiffen bedeckt gewesen. Jetzt liefen auf ihm nur lange braune Wellenreihen dahin, von denen manche eine weiße Haube aus Gischt trug. Drüben auf dem anderen Ufer lag Sandstedt mit seinem gedrehten Kirchturm; eben glitt ein Streifen Sonne über den Turm, und eine der Schieferflächen glitzerte auf. Dort wohnte die Familie Cropp, Caspars Eltern.

Dies Sandstedt gehörte zum Kurfürstentum Hannover. Das Haus der Familie Querssen aber und die Stadt Brake hier am linken Ufer waren oldenburgisch. Zwei verschiedene Länder stießen an den Strom; in beiden wurde zwar die deutsche Sprache und sogar der gleiche Dialekt gesprochen. Wollte man die Familie Cropp in Sandstedt besuchen, so mußte man in früherer Zeit einen Paß mitnehmen. Diesen hatte der Kaiser Napoleon abgeschafft und dafür einen Passaport eingeführt, den man an jedem Ort vorzeigen mußte, wo er gefordert wurde. Kürzlich waren beide Länder zum Königreich Westfalen geschlagen worden. Aber man konnte nie wissen, was Napoleon vorhatte.

\*

Nach dem Mittagessen sagte Johanna zur Mutter: „Ich will nach Sandstedt hinüberrudern und mich von Cropps verabschieden. Ich werde von dir grüßen.“ Im stillen hatte sie die Hoffnung, falls Caspar geschrieben hätte, etwas über ihn zu hören. „Und wenn jener Franzose dir wieder nachschleicht?“ fragte Frau Querssen erschrocken.

„Dann mache ich ihn kalt.“

Das war vielleicht noch ein dritter Grund, weshalb Johanna abreißen sollte: es gab hier einen französischen Souslieutenant, namens Péaulier, der ihr überall folgte, ein großer, sehniger Bretoner und Engländer. Er hatte den Befehl über die Zollbeamten in Brake. Nun, Péaulier war für Johanna nicht mehr als eine Fliege auf der Hand; sie nahm nicht einmal Notiz von ihm.

\*

Gegen zwei Uhr stieß sie das Boot aus dem Schiffs und ruderte in die Strömung hinaus. Es war immer noch Ebbezeit, und der Westwind blies heftige Wellen. Da Sandstedt etwas stromab liegt, kam sie rasch hinüber.

Am Ufer unter den Weiden am Postenhaus standen in ihren webenden Pelserinen ein paar Douaniers. Leutnant Péaulier löste sich aus der Gruppe und kam den Landungssteg herunter. Er trug eine blaue Uniform mit goldenen Knöpfen, dazu die Tellermütze des einfachen Soldaten.

Als Johanna anlegte, war er ihr beim Festmachen behilflich; er verhielt sich zurückhaltend, doch legte er, als sie an ihm vorüberschritt, unauffällig die Rechte auf sein Ehrenkreuz; er meinte sein Herz. Johanna überfah die Bewegung und auch seine feurigen schwarzen Augen. Rasch überschritt sie den Deich und näherte sich an der Gastwirtschaft „Zum Bremer Schlüssel“ vorbei dem Hause des Amtmanns. Es war, wie alle Häuser in Sandstedt, mit Stroh gedeckt; aber es unterschied sich von den übrigen dadurch, daß vor seiner Tür kein Düngerhaufen lag, sondern ein großer Garten mit Obstbäumen, unter denen breite Büsche von eben verblühten Schneeglöckchen sich im Wind bewegten. Ueber der Haustür glänzte auf einer ovalen Blechplatte das Hoheitszeichen des Königreichs Westfalen: der Adler Napoleons, von Löwen und Pferden umsprungen.

Als Johanna das Dienstzimmer betrat, saß bei Amtmann Cropp ein Gast am Tisch, nämlich Gerd Nordmann, der Wirt vom „Bremer Schlüssel“.

„Soll ich wieder gehen?“ fragte sie rasch.

„Besser wär's“, nickte der Wirt mit ernstem Gesicht.

„Sie ist verschwiegen“, sagte der Amtmann. Und zu Johanna: „Seh dich, Kind. Meine Frau kommt gleich.“

Johanna nahm in der Ecke Platz. Das Gespräch der Männer ging weiter. Es war sehr heiß im Zimmer.

Gerd Nordmann erzählte. Er hatte in der letzten Nacht einen Gast empfangen, und zwar aus — England. Seinen Namen wußte niemand. Ein Kutter hatte ihn bei der mondlosen Nacht von Helgoland in die Wesermündung gebracht und im Schiffs bei Sandstedt abgesetzt. Der Unbekannte klopfte ein gewisses Zeichen, und Nordmann, dem von Bremen aus geheime Weisung überbracht worden war, ließ ihn ein und versteckte ihn.

Eine äußerst gefährliche Sache für einen Gastwirt! Würden die Franzosen die Geschichte entdecken, so kam er im Handumdrehen in den Turm nach Bremen, wohin schon so mancher gewandert war. Am liebsten hätte Gerd Nordmann sich geweigert, diesen Engländer aufzunehmen, denn er war von Natur ängstlich, und außerdem waren die Douaniers seine täglichen Gäste. Nun, er hatte sich ja gar nicht weigern können, denn schon vor drei Tagen war jener Geheimbrief gekommen, der ihm befahl, so zu handeln, wie in dem Brief geschrieben stand. Unterzeichnet war er mit dem Wort „Tugendbund“.

Der Engländer erwies sich als ein langer, spindeldürrer Mann in Delzeug. Der Wirt führte ihn in die Giebellammer hinauf, deren Fenster er vorher durch doppelte Vorhänge abgedichtet hatte, und bat ihn, sich übertags nicht am Fenster zu zeigen. Der Engländer versprach nichts, drückte ihm aber ein großes Geldstück in die Hand, warf das Delzeug ab, breitete Papiere auf dem Tisch aus und begann wie eine kleine Fabrik zu rauchen. Als Nordmann das Zimmer verlassen hatte, hörte er, wie der Gast sich einschloß.

Noch in der gleichen Nacht, etwa zwei Stunden später, traf dann der Unterzeichner jenes Briefes ein. Wie er angekommen war, ob zu Schiff oder zu Wagen, wußte Nordmann nicht zu sagen. Es war ein kleiner, breiter Herr. Er ließ sich sogleich zu dem Engländer hinaufführen und bestellte Essen. Der Wirt brachte ihnen Rührei mit Schinken. Er fürchtete, sie würden sich laut unterhalten; aber es blieb oben still. Sie wollten gewiß den heutigen Tag zu ihren Verhandlungen benutzen. In der kommenden Nacht, so hatte der deutsche Herr mitgeteilt, würden beide wieder abreisen.

So stand es nun. Zuerst habe er, Nordmann, die ganze Sache verschweigen wollen, dann aber — nun, jetzt sei er doch gekommen, um sich vom Herrn Amtmann einen Rat zu holen.

Cropp, der ihm mit unruhigen Augen zugehört und nicht unterbrochen hatte, stand jetzt auf. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Dann begann er, noch im Schlafrock und in viel zu langen, mit Rosen bestickten Pantoffeln, auf und ab zu eilen und auf diese Patrioten zu schelten. Die Franzosen würden dahinterkommen, und dann sei es mit der Ruhe in Sandstedt vorbei. Nachgerade erlaubten sich diese Tugendbündler die größten Frechheiten, und das gegen Napoleon, den mächtigen Kaiser der Welt! Als ob noch nicht genug Unglück über dies Land gekommen sei!

Er schritt vor Johanna auf und ab, die kleinen Fäuste in den Taschen des Schlafrocks. Er mochte an seinen Sohn Caspar denken, der vor einem Jahr in Kassel beim westfälischen Regiment eingetreten war, der also unter Jerome, dem Bruder des Kaisers und König von Westfalen, diente. Der also gegen die Deutschen kämpfte. Vor vierzehn Tagen war Caspar Leutnant geworden. Fiel auf ihn, den Amtmann, wegen dieser geheimen Zusammenkunft im „Bremer Schlüssel“ auch nur der Schatten eines Verdachts der Mitwisserschaft, so war es mit seiner Beamtenlaufbahn und mit der militärischen des Leutnants Caspar Cropp vorbei.

Nach einer langen Stille blieb der Amtmann mitten im Zimmer stehen, mit dem Rücken zu Johanna. Er erklärte dem Gastwirt, der ihn mit hilfesuchenden Augen anstarrte, daß er offiziell keine Kenntnis von der gemeldeten Zusammenkunft nehmen wolle. Er empfahl ihm aber äußerste Vorsicht.

Der Wirt stand auf und schüttelte bekümmert den Kopf. Dann nahm er seinen Hut und ließ sich hinausführen. Johanna hörte sie noch eine Weile auf dem Flur weiterreden.

Inzwischen kam Frau Cropp. Sie führte Johanna ins Staatszimmer hinüber. Der Amtmann folgte

ihnen und berichtete seiner Frau von dieser überaus gefährlichen Zusammenkunft im „Bremer Schlüssel“. Er redete lange, und mit dem Fieber wuchs der Zorn. Die Frauen hörten schweigend zu. Johanna lehnte am Kachelofen. Diesen Ofen liebte sie sehr, denn er wärmte ganz mild. Seine weißen Kacheln waren in blauer und gelber Farbe mit Liebesgeschichten aus China bemalt; überdies hatte er einen Durchblick, durch den sich zwei, die sich an ihm wärmten, etwas erzählen konnten. Das hatte sie als Kind oft mit Caspar getan.

„Vater, du langweilst unseren Besuch!“ sagte Frau Cropp, als sie einmal zu Wort kam.

Nun wurde der Amtmann erst wirklich zornig. Er reckte seine schmale Figur und rief:

„Langweilen?! Und wenn ich morgen erschossen werde?!“

„Ach du!“ lächelte Frau Cropp und sah Johanna an.

„Was ist das denn — der Tugendbund?“ fragte Johanna. Ihre Gedanken waren ganz woanders. Sie hatte nach Caspar fragen wollen, doch schämte sie sich, von ihm anzufangen. Früher hätte ich mich nicht geschämt, dachte sie und zog die Brauen zusammen.

„Der Tugendbund wurde gebildet von Patrioten“, erklärte Amtmann Cropp und stellte sich in den herrlich roten Pantoffeln auf die Zehen — „und ein Patriot, das ist ein unklarer Kopf, kurz gesagt.“

„Wieso unklar?“

„Ja, weißt du, mein Kind, das ist so ...“ Und der Amtmann begann ihr zu erklären, was denn eigentlich so ein Patriot sei, nämlich ein Unruhmäcker, ein Utopist, ein Attentäter, kurz, ein Feind Napoleons und — unter den jetzigen Umständen — ein Feind Hannovers.

„Ich liebe diesen Kaiser Napoleon nicht“, sagte Frau Cropp.

„Unter ihm kann dein Sohn es bis zum General bringen!“ versetzte der Amtmann bissig.

Frau Cropp seufzte. Dann sagte sie leise: „Meinetwegen mag er ein General von Hannover oder Westfalen werden. Aber ein französischer General, das wäre doch zu komisch.“

„Ein General von Hannover, ein deutscher General, kann ein Amtmannssohn aus Sandstedt nie werden!“ rief Cropp. „Denn hier in Hannover geht es nicht nach dem Verdienst, sondern nach der Abstammung. Adlig muß man sein! Das wirst du nie verstehen, soviel ich auch predige. Bei Napoleon ist alles anders, bei ihm trägt jeder Soldat den Marschallstab im Tornister. Aber ...“ Er machte eine Handbewegung, als wolle er sagen, ich rede umsonst.

Nach einer Weile sagte Johanna:

„Wenn ich recht verstanden habe, handelt es sich jetzt darum, die Douaniers oder wenigstens den Leutnant Péaulier so lange vom ‚Bremer Schlüssel‘ wegzuhalten, bis die beiden Patrioten mit ihrem Gespräch fertig geworden sind.“

„Nur der eine ist ein Patriot“, versetzte der Amtmann, „der andere ist ja ein Engländer. Dieser Patriot und Ausbund von Tugend aber will, wenn ich richtig urteile, gewisse Abmachungen mit England treffen, um Napoleon und insbesondere dem Departement Hamburg Abtrag zu tun. Doch genug davon. Darin aber hast du recht, Hanna: Wenn dieser überaus intelligente Péaulier in Schach gehalten werden könnte, ohne daß er es selber merkte, so ...“

„Man ladet ihn ein“, sagte Johanna leise.

„Wie meinst du das?“

„Nun, man ladet ihn zum Kaffee ein und behält ihn bis zum Abend da. Unterdessen ist es finster geworden, und die Patrioten beenden ihr Gespräch und verschwinden in der Nacht wieder.“

„Das ist klug gedacht“, lächelte Cropp. „Das ... wollen wir überlegen. Zwar war er bisher nur dienstlich bei mir — was denkst du?“

„Dann kommt er heute eben zum erstenmal als Gast.“

„Also gut.“

Der Amtsdienner wurde gerufen und mit der Einladung losgeschickt. Als er gegangen war, rieb sich der Amtmann die Hände und sagte anerkennend:

„Das ist wirklich klug gedacht! Ja, diese Johanna!“

\*

Sie war derweil mit Frau Cropp in die Küche gegangen. Kuchen war noch im Schrank. Der aus England geschmuggelte Kaffee duftete schon.

Hier in der Küche fragte Johanna nach Caspar.

„Ja, wir haben Nachricht“, sagte Frau Cropp. „Er ist Sekonde-Leutnant geworden.“ Die zweite, ihr weit wichtigere Nachricht verschwieg sie noch. Es drückte ihr beinahe das Herz ab, denn sagen würde sie es ja doch müssen.



# Führerin des Haushaltes ist die Frau!



Groß ist ihre Verantwortung; in ihrer Sorge liegt das Glück der Familie. Doppelt schwer, aber auch doppelt lieb sind für sie die Aufgaben, die das Weihnachtsfest ihr stellt. – Leicht mag in dieser froh bewegten Zeit eine Kleinigkeit, die doch so wichtig ist, ihrer Vorsorge entgehen. Für drei Feiertage muß genügend Milch im Hause sein. Deshalb die gutgemeinte Erinnerung: Sorgen Sie dafür, daß Glücksklee-Milch im Hause ist!

Die reine Glücksklee-Milch enthält alle Nährstoffe der Milch in konzentrierter Form, ist außerordentlich ergiebig, sahnig und wohlschmeckend. In der geschlossenen Dose ist sie unbegrenzt haltbar, wird überall da verwendet, wo Sahne oder Vollmilch gebraucht wird. ist besonders nahrhaft, verfeinert den Geschmack aller Gerichte, Speisen und vieler Sorten Backwerk, hebt das Aroma eines jeden Kaffees und gibt ihm die verlockende goldbraune Farbe.

Kaufen Sie gleich einige Dosen

## GLÜCKSKLEE

damit Sie während der Feiertage nicht in Verlegenheit kommen



GLÜCKSKLEE MILCHGESELLSCHAFT M.B.H. NEUSTADT IN HOLSTEIN

**O u. X-Beine** befreit ohne Berufsberatung O.R.P. **SATURN** Siegm. in Sach. Verl. Sie Kat. 51

**Vertrauensstellungen** durch die **Vossische Zeitung**

**EISU Stahl-Holz-Betten** Schlafzimmer, Polster, Stahlmatr. an jeden, Teilz. Kat. fr. Eisenmöbelfabrik Suhl/Thür.

**Ab 2 Pfennig** p. Stück lege ich Ihnen viele 1000 verschied. Briefmarken z. freien Auswahl ohne jeden Kaufzwang vor. Rud. Rohr, Berlin N 60, Friedrichstr. 131 d. Postkarte m. Berufsang. genügt!

Weiß und gesunde Zähne  
**Chlorodont**  
die Qualitäts - Erzeugnisse

**ZUCKOOH CREME**  
*verjüngt Ihre Haut*

Zuckooh-Creme schirmt die Haut bei jedem Wetter. Das jugendliche Aussehen vieler Frauen hat die eine Ursache: Zuckooh, Tag für Tag!



**6 Jahre alt und schon ein Knipser**  
Was der Kleine kann, machen Sie im Handumdrehen. Den reichillustr. Photo-Helfer J15 versende ich an jeden Interessenten gegen Bekantgabe der Adresse. Erst als Postkunde macht Knipsen Spaß, der vielen Vorteile wegen. Der Welt größt. Photo-Spezialhaus

**PHOTO-PORST**  
NÜRNBERG-A 215

### JUBILÄUMS-ANGEBOT

Die Buchgemeinde, die in ganz Deutschland bekannte Organisation der Bücherfreunde, bietet seit 10 Jahren ihren Mitgliedern beste Literatur zu billigsten Preisen.

**Wir liefern für den Monatsbeitrag von RM 1.75**

**jährlich:** 1) 12 umfangreiche illustrierte Monatshefte (Kunstdruck) mit Romanen, Novellen, Reiseerzählungen und Bildaufsätzen.  
2) 7 wertvolle Bücher deutscher Schriftsteller, in vorbildlich schöner Ausstattung (Voll-Lederrücken, Echtgoldprägung) bei völlig freier Auswahl.

Wer im Dezember beiträgt, erhält den prächtigen Kunstdruckband „Stätten der Weibe in deutschen Landen“ und außerdem als Weihnachtsgabe zwei schöne Kunstmappen gratis.

Bitte hier abtrennen und einsenden.....  
An die Buchgemeinde, Berlin SW 68, Friedrichstr. 10. Ich abonniere 1/4 Jahr die Buchgemeinde u. erwarte die Sendungen unter Nachnahme von RM 1,75, zuzügl. Porto.

Name:..... Stand:.....

Ort, Str..... Dat.:..... BIZ.



# Winkelhausen

Alte Reserve

Die Weinbrandmarken für Kenner

Senior Reserve



Niederdeutsch

Er wandte sich, und eh man sich's verfab,  
War statt des Storchs ein — Rabe da.

Benachteiligt

Sie wird im Lenz von der Natur  
Gehüllt in Prachtgewänder.  
Ihn aber zieren Spiegel nur  
Und Garderobenständer.

Berechtigter Vorwurf

Senf ist doch schon drin, und du  
Nimmst sogar noch Senf dazu?

Spruch im Versteck

Einrichtung, Fechtsaal, Kerkerfenster,  
Lüster, Willkommen, Getute, Nasen-  
stüber, Allwissenheit, Plunder.

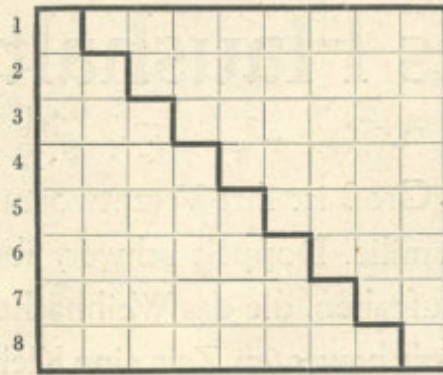
In den obenstehenden Wörtern ist in  
je vier, beim letzten Wort fünf, zusam-  
menhängenden Buchstaben ein Sinn-  
spruch von Eichendorff enthalten.

Zitatmosaik

reic	inen	acht
dasg	eldh	
atno	chke	hgem

Werden die obenstehenden Mosaik-  
steinchen richtig geordnet und die Wörter  
sinngemäß abgeteilt, so entsteht ein  
Sinnspruch des Seneca.

Treppenrätsel



In jedes Feld ist ein Buchstabe zu setzen. Die  
Wörter in den waagerechten Reihen (I. vor der Treppe,  
II. hinter der Treppe, III. das ganze Wort) haben  
folgende Bedeutung:

I. 1. Konsonant, 2. Behlaut, 3. schlechte Lebens-  
lage, 4. alkohol. Getränk, 5. deutscher Strom, 6. Teil  
der Hand, 7. europ. Staat, 8. chinesischer Würdenträger.

II. 1. Soviele wie Demut, Sichfügen, 2. Speise-  
früchte, 3. Stechfliege, 4. Sputzgestalt im Märchen,  
5. Edelmetall, 6. Kopfbedeckung, 7. Fürwort, 8. Bokal.

III. 1. Gleichwort für Verzeihung, 2. Verkaufs-  
apparate, 3. Sicherheitsvorrichtung, 4. Alkohol,  
5. Wagner-Oper, 6. Nähgerät, 7. im Stall tätiger  
Knecht, 8. Südsucht.

Lösungen der Rätsel aus Nr. 49

Handgreifliches Erlebnis: Lokal.  
Zwei weibliche Berufe: Artistin, Altistin.  
Zwiesgespräch im Opernhaus: Gilda, adlig.

Kapselrätsel:

Farbe, Lager, Uhr, Bier, Pol, Land, Affe, Tau,  
Zier. — Flugplatz.

Fahrt ins Blaue:

1. Kursbuch, 2. Salpeter, 3. Persante, 4. Tribunal,  
5. Vittoria (von Mussolini neugegründete Stadt),  
6. Maultier, 7. Sportler, 8. Dorothea, 9. Faulheit.

Silberrätsel:

Ein Volk sein, heißt eine gemeinsame Not empfinden.

Paul de Lagarde

1. Steinbrech, 2. Seidenspinner, 3. Synode,  
4. Alvensleben, 5. Profit, 6. Wallfahrt, 7. Dakapo,  
8. Bisamratte, 9. Riesengebirge, 10. Meisterfinger,  
11. Kanton, 12. Mähren, 13. Steiermark, 14. Stimm-  
gabel, 15. Koffkastanie, 16. Artus, 17. Rheinlachs,  
18. Klinik, 19. Winter, 20. Stemmeisen, 21. Vagger.

Selbstverständlich: Fuhrwerk.

Umzug des Möblierten: Bedienung, Bedingung.

So ist's recht: Brause, sauber.

Nichts spricht dagegen: beifällig, baufällig.

Spruchmosaik:

Durch Striegeln wird das Fohlen zierlich,  
Durch Freien wird der Mensch manierlich.

Kreuzworträtsel:

Waagrecht: 1. Klima, 5. Stadion, 7. am,  
8. Man, 9. Ar, 11. Dora, 13. Ebro, 15. Oka, 16. Akt,  
17. Lido, 19. Prot, 20. Tau, 22. Gitarre, 23. Wolga.  
Senkrecht: 2. Lama, 3. Jda, 4. Mine, 5. Smo-  
king, 6. Karlose, 7. Adolf, 10. Rotte, 12. Rad, 14. Bar,  
18. Otto, 19. Burg, 21. Mal.

Nach Afrika: warum, warm.

Spätherbst: rauscht, Strauch.

Gruselig: Gespenst.

Rechenherz:

Zwei + elf = dreizehn; zwei + elf = zwölf.

Klar: windig, findig.

Aus der Vorzeit: mit Net, mit Rut.

Andres Herz — anderer Sinn:  
Schnitt, Seine, Enkel, Storm, Heilung, Pfand,  
Schlummer, Nachsicht. — Nikolaus.

Raten und Rechnen:

1 + 3 + 5

×

1 × 3 × 5

135

SIE BANNEN DAS  
SCHRECKGESPENST DER  
SCHLAFLOSEN NÄCHTE  
wenn Sie abends nur  
Nestor Lord rauchen.

Nestor  
**Lord**

ist rein natürlich nikotinarm  
und beruhigt Ihre Nerven.



bitner





### DAS ADLERAUGE IHRER KAMERA

Der Wunsch eines jeden Amateurs ist eine Hochleistungs-Kamera, mit der er auch da fotografieren kann, wo sein Anfänger-Apparat versagte. Dazu gehört ein Präzisions-Objektiv, das durch hohe, schleierfreie Bildschärfe und große, gleichmäßige Helligkeit jene klar durchgearbeiteten Negative, jene brillanten Bilder erzielt, die immer wieder das Entzücken des Beschauers erregen. Wählen Sie jetzt eine Kamera-**selbstverständlich mit ZEISS-TESSAR**

Die Fotogeschäfte führen Tessar-Kammern für Kleinbild, Film, Platten u. Kino-Aufnahmen. Bilderreiche Werbeschrift Fo 198 kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.




## FELINA STANDARD

HOFT-GÜRTEL 3.75

### LINIE IST ALLES

Ein Glück, daß es so wunderbar „Figur machende“ FELINA HOFTGÜRTEL UND BUSTENHALTER gibt.

Verlangen Sie nur FELINA.

Bezugsquellen-Nachweis durch die Fabrikanten:  
EUG. & HERM. HERBST G.M.B.H., MANNHEIM

Mild und Gaflügel  
Rüben und  
Linsen



2 Ullstein-Sonderhefte mit vielen Rezepten für die Festtage. Überall für 50 Pf.

## Die Deutsche Kaufmannspraxis

HANDAUSGABE

Das erste Werk seiner Art im Geiste des neuen Deutschland. Ein sicherer Führer durch alle Gebiete kaufmännischen Wissens zum Selbstunterricht für den nat. Jungkaufmann

- Das wertvollste Weihnachtsgeschenk des: pädagogischen Vaters • bedachten Onkels wohlwollenden Chefs • erfahrenen Lehrers

Preis in Leinen gebunden Mark 5.85  
Illustrierter Prospekt durch die  
**Buchhandlung Georg Arnold G. m. b. H.**  
Berlin, Charlottenstraße 6

# Gotha



Jedermann kann bei Gotha ein Kapital bereitstellen, wenn er wenige Mark für den Gotha-Schutz monatlich zurücklegt.

Wenn Sie Ihr Leben bei Gotha versichern, machen Sie Ihrer Frau das beste Geschenk. Die Zukunft steht dann sicherer vor ihr, und sie wird Ihnen immer dankbar sein.

Wir beraten Sie sorgfältig für Ihren Sonderfall. Die Gothaer verteilt als rein gemeinnützige Versicherungsbank auf Gegenseitigkeit ihre Überschüsse restlos an die Versicherten.

Als Drucksache an Gothaer Lebensversicherungsbank a. G., Gotha

Ich kann monatlich RM ..... sparen.  
Welche Summe kann ich damit versichern?

Name: Herr .....  
Frau .....  
Fr. ....

Geburtsdatum ..... Beruf .....

Wohnung .....

Senden Sie mir kostenlos und unverbindlich die illustrierte Schrift über den Gotha-Schutz.

B 8

Beim Schenken an



# Eterna

denken!

Zum Weihnachtsfest Eterna schenken!

Hübsche Geschenkpackungen



# Arbeiter, Angestellte und Inhaber

der Schaumwein-Kellerei

## Henkell & Co.

haben, voll Dank für die Aufhebung der Schaumwein-  
steuer, ihre Arbeit in vollem Umfange wieder aufgenommen.  
Neueinstellungen sind erfolgt und bedeutsame Einkäufe  
bei deutschen Winzern wurden getätigt.

**Die Aufhebung der Steuer bedeutet:**

# Deutscher Schaumwein ist kein Luxus!

Der Genuß einer Flasche „Henkell Trocken“ oder  
„Henkell Silberstreif“ bringt uns vielfältig Arbeit,  
Ihnen Lebensfreude und Anregung zu Tat und Gedanken.

Besser denn je, preiswürdig wie noch nie:

**Henkell Trocken . . . RM 4.50**

bisher RM 5.90

**Henkell Silberstreif RM 3.00**

bisher RM 4.00

In allen Weinhandlungen und Feinkostgeschäften Deutschlands.

Auch die köstlichen Henkell-Schokoladen bitten um Ihre Gunst.



# HUMOR

Zeichnung von Barlog



„Mutti!“ kommt unser Jungchen ganz aufgeregt heim, „mein Freund, der Heini, hat wieder ein neues Schwesterchen bekommen, ich hab's eben gesehen!“

Die Mama hatte die Kunde von Zwillingen schon erfahren. „Nur eins, Bübchen?“ fragt sie.

„Ja — aber das ist ganz was Besonderes! Es liegt im Wagen und hat an jedem Ende einen Kopf.“

\*

„Meinen Sie, daß mir Ihr Schneider Kredit geben wird?“

„Kennt er Sie?“

„Nein.“

„Na, dann versuchen Sie's mal.“

\*

„Auguste“, ruft die Hausfrau aus dem Bett, „rupfen Sie die Gans, aber beeilen Sie sich etwas, damit ich sie dann gleich fertig machen kann.“

„Keine Sorge, gnä' Frau, die ist eher aus den Federn wie Sie.“

\*

Sie: „Ich wünschte, daß du mir ein einziges Mal Geld gäbest, ohne daß ich dich darum bitten müßte!“

Er: „Und ich wünschte, daß du mir ein einziges Mal Gelegenheit geben würdest, es zu tun!“

\*

„Junge, lauf mal schnell zur nächsten Haltestelle und leg dieses Paket in die Straßenbahn!“

„Ja, in welche denn?“

„Das ist ganz egal! Es ist das Frühstück für meinen Mann und der ist beim Fundbüro der Straßenbahn angestellt.“

\*

„Jetzt stehen Sie hier eine geschlagene Stunde und sehen mir zu. Warum angeln Sie denn nicht selber?“

„Ne, dazu habe ich keine Geduld!“

\*

„Papa, Papa! Karo kann Kunststücke machen! Er steht auf drei Beinen und hält das vierte ans Klavier!“

„Erläre mir also, was Dampf ist!“  
„Schwihendes Wasser, Herr Lehrer!“



**DIE CIGARETTE  
OHNE MUNDSTÜCK 4 PF**



„Warum läßt sich denn die Gerda von ihrem Manne scheiden?“

„Sie hat plötzlich an seiner rechten Hand einen kostbaren Brillantring entdeckt!“

„Aber das ist noch lange kein Scheidungsgrund?“

„O ja! Die Privatsekretärin ist doch seine rechte Hand!“

\*

Die Lehrerin erzählt den 10jährigen Kindern von Hans Sachs: „Er war Schuhmacher und ein Dichter.“

Ganz aufgeregt steht die kleine Lotte auf und erklärt: „Aber Fräulein, dann war der ja Doppelverdiener!“

\*

Er und sie rüsten sich zum „großen Abendessen“. Frauchen hat das Tiefst-Defolletierte angezogen und



... und mit dem Führerschein 3b, meine Herrschaften, dürfen Sie Fahrzeuge bis zu 20 Zentner Eigengewicht führen.“ — „Na, siehst du, Ottochen, da können wir ja Tante Ida auch noch mitnehmen!“

schmolzt: „Da wird man nun so oft eingeladen, und hat nur ein anständiges Kleid!“

„Und warum ziehst du das nicht an?“ schickt er einen vorwurfsvollen Blick auf die ausgiebige Rückenfreiheit.

\*

„Bitte, Mutti, laß mich doch in den Zoo gehen — zu den Affen.“

„Was du für Einfälle hast, Frischchen! Jetzt in den Zoo gehen und die Affen ansehen, wo doch Tante Anna hier ist!“

\*

Mit großer Geduld weicht er die Gattin ins Autofahren ein. „Soso“, wischt er sich die Stirn, „jetzt mußt du die Hand zur Seite strecken, dann weiß der hinter dir Kommende, daß du entweder rechts oder links einbiegen, oder halten oder weiterfahren oder irgend sonstwas willst!“

## Der Schatten des Alltags...



**W**ovon sprechen Ihre Hände in festlichen Stunden, in Stunden der Erholung und Entspannung? Sind sie zart und gepflegt — schmiegsam und reizvoll? Oder erinnert ihr rotes, verwaschenes Aussehen an Pflichten und Sorgen des Alltags? Lassen Sie nicht zu, daß Ihre Hände durch Haushalt, Wetter oder Sport ihre natürliche Anmut verlieren und zu rauhen, reizlosen „Arbeits-händen“ werden. Nur wenige Minuten täglicher Pflege mit dem richtigen Mittel sind erforderlich, um sie immer glatt, weiß und schön zu erhalten. Kaloderma-Gelee, das Spezialmittel zur Pflege der Hände, verhindert mit Sicherheit jedes Rot- und Rauwerden, ganz gleich wie sehr Ihre Hände angreifender Tätigkeit in Haus und Beruf oder ungünstiger Witterung ausgesetzt waren. Es erhält sie zart und jung und macht auch bereits angegriffene Haut über Nacht wieder weich und geschmeidig.

Unübertroffen gegen aufgesprungene Hände

## KALODERMA-GELEE

*zur Pflege der Hände*

In Tuben zu RM -.30, RM -.50 und RM 1.-

**Gratis:** Eine Probetube Kaloderma-Gelee und unser interessantes kosmetisches Heftchen: „Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen... Praktische Ratschläge zur Schönheitspflege der Hand.“ Bitte untenstehenden Gutschein mit 8 Pfennig in Briefmarken für Porto einsenden an Firma F. Wolff & Sohn, Karlsruhe (Drucksache 4 Pfg.)

### GUTSCHEIN

Senden Sie mir gratis eine Probetube Kaloderma-Gelee und Ihr Heftchen „Ihr Erfolg liegt in Ihren Händen“, 8 Pfg. in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Name: .....

Adresse: .....

Bitte deutlich schreiben. 63/17

# Mehr Freude am Funk durch Sieben Tage

Die Funk-Zeitung mit dem besonders übersichtlichen Europa-Programm Ueberall zu haben! Jeden Freitag neu 20 Pf.



Schenken kann man sich leichter machen

etwas Neuartiges entzückt immer. Eine Dame wird sich über ein Geschenk ganz besonders freuen, welches ihr bei jeder Wäsche Arbeit erspart. Selbst bei Wollschlupfern, die man im Winter trägt, ist es nicht mehr nötig, Gummilitzen für die Wäsche zu entfernen, wenn sie mit dem kochechten Nobelbund D.R.P., wie die „Osiris“-Gitta-Schlupfer, versehen sind. Verlangen Sie bitte vor Anschaffung unverbindlich u. völlig kostenlos Nachweis preiswerter Bezugsquellen; Sie erhalten dann auch die interessante „Gitta“-Beschreibung. Alleinhersteller der „Osiris“-Gitta-Schlupfer Osiris-Werk:

**Müller & Schweizer**

STUTT GART B J 6. POSTFACH 47/





**DER MABLO MANN**

**MABLO**

**MARZIPAN**

EDELSTES  
LÜBECKER MARZIPAN

SCHWARTAUER WERKE A.-G., BAD SCHWARTAU/LÜBECK  
SPEZIALFABRIK FÜR MARMELETTEN, MARZIPAN UND TOFFEE

Zur  
*Desinfektion*  
von  
Mund und Rachen:

Das wohlschmeckende

**Ringulein**

zum Schutz gegen Ansteckung  
**Grippe**

Dallmann & Co., Wiesbaden-Schierstein Preis 60 Pf.

**Neue Bücher**  
für  
**Weihnachten**



EUGEN KRISZAT  
**Abenteurer auf fernen Meeren**

Ein Aroma von Teegeruch und Tabaksqualm steckt in diesen Erzählungen und die ewige Romantik der Seefahrt. Menschen aller Typen vom Gentleman bis zum Gauner ziehen vorbei, Menschen, die alle das gleiche und nur eines suchen: das Erlebnis! Ganzleinen 3 M 80.



PAUL KARLSON  
**Segler durch Wind und Wolken**

Ein packendes Abenteuerbuch der Segelfliegerei, das von Grönhoff, Kronfeld, Schmidt, Hirth und vielen andern berühmten Segelfliegern erzählt. Ganzleinen 2 M 85.



F. W. VON OERTZEN  
**Kamerad, reich mir die Hände**

Vom „Roten Schrecken über München“, vom Kapp-Putsch, Ruhrkampf, von Oberschlesien, vom Baltikum und von überall, wo nach dem Krieg Deutsche für ihre Heimat kämpften. Ganzleinen 3 M 80.



WERNER FÜRBRINGER  
**Alarm! Tauchen!!**

Fürbringer gehörte zu der Garde junger U-Boot-Kommandanten, die durch ihre verwegenen Taten im Kanal dem Gegner schwersten Schaden zufügten. Hier schildert er seine ereignisreichsten Unternehmungen. Ganzleinen 2 M 85.

**VERLAG ULLSTEIN**



Kann man das Leben des Haares versichern? Ja.

Darum bekommen Uwe und Dieter zu Weihnachten eine Flasche

**Dr. Dralle's Birkenwasser.**

Durch seinen Gehalt an naturechtem Birkensaft stärkt es das seidenweiche Kinderhaar und schützt es frühzeitig gegen Ausfall und Schuppenbildung.  
Preise: RM 1.50, RM 1.94, RM 3.38





ohne M.  
m/Gold  
m/Kork

**3 1/3**

Wer sie einmal wählt,  
ist ihr immer verbunden.





Feier in der vatikanischen Bibliothek in Rom:  
Der Papst (mit Bischofshut) erhält das 13bändige Werk des ehem.  
Gesandten beim Heiligen Stuhl, Freiherrn Pastor von Camper-  
felden, „Geschichte der Päpste“ zum Geschenk für seine Bibliothek.  
Fot. N. Y. T.

### Stefan George †

Stefan George war, als er die Scheitelhöhe seines Lebens erreichte, der große Führer einer kleinen Schar. Aber eine geistige Fühurnatur ist er immer gewesen, nicht bloß ein Dichter und ein Seher. Für ihn bedeutete das Wort eine Tat, er hat im besten Sinn gebildet und erzogen. Und in den letzten anderthalb Jahrzehnten seines Lebens ist sein Wort und seine Lehre weit hinausgedrungen über den „Stefan-George-Kreis“, innerhalb dessen er sich abgeschlossen hielt: eine neue Jugend hat sich begeistert seiner strengen sprachlichen, gedanklichen und sittlichen Zucht hingegeben.



Stefan George †.  
Der große deutsche Lyriker, der in Locarno im Alter von 65 Jahren starb.  
Fot. Müller-Hilsdorf



Edvard Munch, der berühmte norwegische Maler, der 70 Jahre alt wurde.  
Selbstbildnis aus dem Jahre 1895. 38 Jahre später: Aufnahme von M. Munkaas.





Zinnfiguren erzählen Weltgeschichte: Bilder aus dem Zinnfiguren-Museum auf der Pleßenburg bei Kulmbach: Eines der historischen Gruppenbilder: Die Ansprache Friedrichs des Großen an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen (5. Dezember 1757).



Pionier der Armee Napoleons I. Wittinenfigur aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.



## Zinnfiguren erzählen

Im Zinnfiguren-Museum auf d

Die Pleßenburg, ein auf ragender Höhe oberhalb Kulmbachs gelegener grauer und moßiger Wehrbau, ist eine der ältesten und schönsten deutschen Burgen. Weit blickt sie über das herrliche Maintal ins Franckenland hinaus. Die gewaltige Burganlage mit ihren im Stil der alten Zeit eingerichteten Räumen ist heute als Museum nutzbar gemacht: Hier befindet sich das „Deutsche Zinnfiguren-Museum“, das, von Sammlern eingerichtet, in zahlreichen Schaubildern von den großen Epochen der Weltgeschichte erzählt. Die kleine, nur 3—5 cm hohe Zinnfigur, vom Maler, Graveur und Sammler weit über das Spielzeughafte empor-

gehoben, wird zum Darsteller einer miniaturhaften, aber fast vollständigen Welt in Zinn. Von der Schlacht im Teutoburger Wald bis zum Weltkrieg und dem Tag der nationalen Erhebung, von der Walroßjagd der Eskimo, dem Stierkampf in



Arabischer Hochzeitszug. Ältere Figuren der völkertkundlichen Abteilung des Museums. Aufnahmen: Willi Ruge





Der Germanenherzog Arminius bei seiner Unterredung mit Cäsar vor der Schlacht im Unterelsaß im Jahre 58 v. Chr. Die Vergrößerung zeigt, wie historisch echt und fast porträtähnlich diese nur 5 Zentimeter hohen Figuren gearbeitet sind.

# Weltgeschichte

## der Pleßenburg

Sevilla bis zur deutschen Kirchweih ist der ganze Umkreis der Geschichte und des menschlichen Lebens nachgestaltet worden. Das Gedenken an die deutsche Vorkriegsarmee wird durch besondere Tafelbilder wach-



Marshall Bismarck.  
Ein winziges Bismarckdenkmal aus Zinn.



Goethe steigt in Weimar in die Post.

Ein Beispiel für die Bastelarbeit des Sammlers: Die genau zu diesem Schaubild passenden Figuren waren nicht vorhanden, trotz einem deutschen Formenschatz von rund 150 000 Schieferformen und Figuren. So arbeitete der Sammler die gewünschten Figuren aus Teilen anderer zusammen. Aufnahmen: Willi Ruge

gehalten, die jedes Regiment der alten Armee darstellen. Der deutsche Figurenschatz ist groß, aber die künstlerische Phantasie des Sammlers schafft mit Feile, Messer, Zange und LötKolben

aus Teilen vorhandener Figuren immer neue Gestalten. Auch dort, wo von der Fabrik die Figuren geliefert werden, bemalt der Sammler möglichst selbst die Figur, um die historische





Eine neue Hutmode: Stirnsfrei. Dunkelblauer gesteppter Filzhut mit kleiner Federpose. Der Hut wird rechts schräg über das Ohr gezogen.



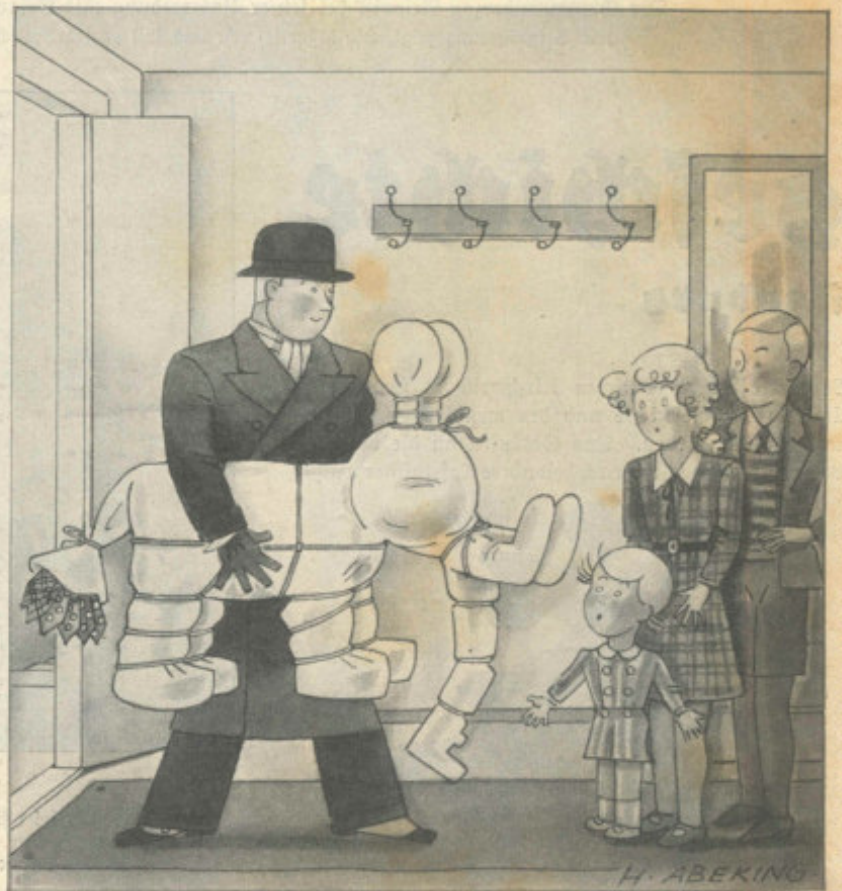
Die neueste Mützenform: Die Tellermütze. Aus schwarzem Filzstoff mit Ledereinsassung und Lederschleifen. Aufnahmen: Karl Schenker



Der Lotsen-Hut. Eine andere Form des stirnsfreien Hutes aus Filz, mit Nackentempe und spitzem Kopf.

Echtheit zu erhöhen. Man muß diese nicht nur zusammenstellende, sondern schöpferische Tätigkeit des Sammlers betrachten, um den ganzen Reiz und die Bedeutung dieser Sammler-Passion zu verspüren.

In den Schulen, bei der Reichswehr, Schutzpolizei, Feuerwehr und vielen Verbänden ist die Zinnfigur zum vorzüglichen Anschauungsmittel geworden, das Kenntnisse fast spielend weckt, erweitert und vertieft.



Weihnachts-Einkauf.

„Packen Sie mir den Ball, die Ping-Pong- und die Hockenschläger, die Eisenbahn, den Bankasten, die zwei Paar Ueberschuhe und die Schipfe so ein ...

... daß meine Kinder nicht am Paket erkennen können, was drin ist.“

Zeichnungen von Abeking